

### 3. Les Essais, Freundschaft und konstruierte Verwandtschaft

---

#### 3.1 *Le seul livre au monde de son espèce* – Les Essais, eine Novität

*De l'affection des pères aux enfants* (II,8)<sup>1</sup> ist Madame d'Estissac (1530–nach 1586) gewidmet, und Montaigne bewirbt dort in den ersten Zeilen sein Werk als *Le seul livre au monde de son espèce*,<sup>2</sup> als ein in seiner Gattung auf der Welt einzigartiges Buch. In der Tat waren *Les Essais* als Gattung einzigartig<sup>3</sup> sowie bereits für zeitgenössische Leserinnen und Leser eine Ausnahmeerscheinung. Geradezu skandalös war dabei die Beschäftigung eines Ichs mit sich selbst, das sich bis in die intimsten Details erkundete, und dies vermeintlich losgelöst von jedwedem Sendungsbewusstsein in Bezug auf die Rezipienten des Werks. Noch niemals zuvor hatte jemand seine Beobachtungen aller Facetten seiner Menschlichkeit und Sterblichkeit in einem ›Sich-selbst-Malen‹<sup>4</sup> in solcher Weise schriftlich ausbreitet, noch niemals das Urteilsvermögen des eigenen, umherirrenden Geistes derart mannigfach exerziert. Und dies nicht nur in Bezug auf das eigene Menschsein, sondern auch mit Blick auf die sozialen, politischen und kulturellen Entwicklungen seiner Zeit sowie alle ihm kurios anmutenden Sitten und menschlichen Verhaltensweisen. In bewusst sprunghaftem Stil verfasst, verwob Montaigne – unter Rückgriffen auf eine große Bandbreite von ihm rezipierter Texte sowie antiker Zitate – seine Überlegungen zu einem eklektischen Flickenteppich aus Argumenten und Gegenargumenten, die sich, bewusst aporetisch und ohne auflösende Synthese, in reziproker Gleichwertigkeit nebeneinandergestellt finden. Wer dabei nur noch mühsam folgen kann, dem entgegnet

---

1 Vgl. die Widmungszeile in Montaigne (2007v): *De l'affection des pères aux enfants* (II,8), 403. Der Text beginnt nicht nur mit einer Widmung an Madame d'Estissac, sondern das gesamte *essai* ist als ihr gewidmet konzipiert.

2 »C'est le seul livre au monde de son espèce, et d'un dessin farouche et extravagant [...]«. Montaigne (2007v): *De l'affection des pères aux enfants* (II,8), 404. Hierauf wird zurückzukommen sein.

3 Desan (<sup>2</sup>2018), 554: »L'Édition princeps des *Essais* publiée à Bordeaux en 1580 chez Simon Millanges constitue bien un évènement littéraire. C'est en effet le premier livre de ce genre, car *les Essais* de Michel de Montaigne (1<sup>er</sup> état de la page de titre) représentent bien une nouveauté pour l'époque.«

4 Montaigne (2007a): *Au lecteur*, 26.

der Urheber deutlich, dass nicht er den Gegenstand seiner Ausführungen aus den Augen verliere, sondern die unaufmerksame Leserin und der unaufmerksame Leser nicht zu folgen verstehe: »C'est l'indiligent lecteur, qui perd mon sujet, non pas moi.«<sup>5</sup>

Neben der Beschäftigung mit sich selbst erörtert Montaigne unterschiedlichste politische, gesellschaftliche und kulturelle Fragen, etwa zur idealen Kindererziehung oder zum taktisch klügsten Verhalten gegenüber Feinden. Anders als das, was heute als Schreibübung und deshalb *essay* verstanden wird, kommt er jedoch in keinem seiner Texte zu einer abschließenden Synthese von Argumenten. Die Originalität von *Les Essais* fußt denn auch auf der aporetischen Struktur des Werks, welches das geistige, unabgeschlossene Mäandern der Gedankengänge Montaignes imitiert.<sup>6</sup> Häufig wird er als »Moralphilosoph« bezeichnet, wobei er als Moralist Begründer jener Denktradition von Autorinnen und Autoren war, die sich mit den Sitten und Gebräuchen der Mitmenschen beschäftigten, allerdings ohne diese zu bewerten oder konkrete Handlungsanweisungen zu geben.<sup>7</sup> Retrospektiv sollten sie erst für das 17. und 18. Jahrhundert als »Moralisten« benannt werden, wobei Montaigne selbst dieses Epitheton als Eigenbezeichnung nicht kannte und in *Les Essais* lediglich von *science morale* spricht.<sup>8</sup> Ein Diskussionspunkt, der immer wieder aufgeführt wird, ist die Frage, ob Montaigne als Philosoph einzustufen ist, da er ein hochrangiger Staatsmann war, der sich in und durch *Les Essais* zwar produktiv mit verschiedenen philosophischen Strömungen auseinandergesetzt habe, jedoch nicht als systematischer Philosoph gelten könne.<sup>9</sup> Andererseits muss Montaigne nach Ansicht renommierter Forscher wie Fortunat Strowski gemäß bestimmter Kriterien sehr wohl als Philosoph bezeichnet werden.<sup>10</sup> Vielleicht gerade aufgrund seines eklektischen und akzidentiellen – oder zumindest so wirkenden – Vorgehens wird Montaigne

5 Montaigne (2007b): *De la vanité* (III,9), 26.

6 Die aus dieser Innenschau entspringenden, wirren Eingebungen bezeichnete er in »Vom Müßiggang« (I,8) als monströse Hirngespinnste, *monstres fantasques*. Vgl. Montaigne (2007p): *De l'oisiveté* (I,8), 55.

7 Vgl. Stierle (2016), 153–154: »Die klassische Moralistik in Frankreich lässt sich in ihrer Eigenart am leichtesten negativ bestimmen: Sie ist weder beschreibende oder systematische Menschenkunde noch Lehre von den Normen und Verpflichtungen des menschlichen Handelns. [...] Der innere Zusammenhang von Sprachspiel und Einsicht, der der klassischen Moralistik eigen ist, wird erstmals [...] bestimmend für Montaignes *Essais*, die in Formen sprachlichen Probehandelns die unerschlossene Offenheit und Tiefe der menschlichen Natur zu Bewusstsein zu bringen suchen. Es sind Versuche mit der Sprache und mit der Sinnbildung in Sprache ebenso wie Versuche, in der Betrachtung des eigenen Ich der *condition humaine* innezuwerden.«

8 Vgl. Friedrich (21967), 167–169: »Montaigne selbst hat für seine moralische Menschenkunde keine gleichbleibende Bezeichnung gebraucht. Er übt sie aus, und im [Ü]brigen umschreibt er ihr Ziel und ihre Methode mehr, als da[ss] er sie definiert. Eine dieser Umschreibung steht im Essay über die Bücher (II,10). [...] Bedeutsam ist, dass die erste Fassung das Programm abschloss mit *science morale*.«

9 Malebranche (1638–1715) warf in *Recherche de la vérité* (1674/75) Montaigne vor, kein systematischer Philosoph gewesen zu sein. Vgl. dazu Wild (2009), 110, Anm. 6.

10 »Ist Montaigne ein Philosoph? Der Montaigneforscher Fortunat Strowski hat darauf hingewiesen, dass es vier Perspektiven gibt, unter denen man Montaigne betrachten kann: als unterhaltenden Plauderer, raffinierten Artisten, vagabundierenden Nachdenker oder systematischen Philosophen. Man sollte diesen Argwohn nicht unbeachtet lassen, denn in der Tat hält Montaigne Distanz zur Philosophie.« Strowski (1931), 2–11, zitiert nach Wild (2009), 110.

insbesondere in der französischen Tradition heute als Philosoph angesehen<sup>11</sup> und nach wie vor in mannigfachen philosophischen Kontexten diskutiert.<sup>12</sup> Eine der wichtigsten philosophischen Strömungen für Montaigne war die antike Skepsis, wobei er wesentlich zur Rezeption der pyrrhonischen Skepsis in der Frühen Neuzeit beitragen sollte.<sup>13</sup> Vom Griechischen *sképsis* für ›Betrachtung, Untersuchung, Prüfung‹ kommend, erhob die auf Pyrrhon von Elis (um 362 v. u. Z.–um 270–275 v. u. Z.) zurückgehende philosophische Schule das systematische Hinterfragen zu einem Prinzip des Denkens. Beispielsweise wurde in Frage gestellt, dass dem Menschen die eine wahrhaftige Erkenntnis seiner Umwelt sowie das Erlangen endgültiger Wahrheiten überhaupt möglich sei.<sup>14</sup> Ein bedeutender Anhänger Pyrrhons war der im 2. Jahrhundert lebende griechische Arzt und Philosoph Sextus Empiricus (um 160–210), dessen Schriften Mitte des 16. Jahrhunderts als lateinische Übersetzungen in Europa zirkulierten und auch von Montaigne rezipiert wurden.<sup>15</sup>

All diese Gesichtspunkte tragen dazu bei, unter näherer Betrachtung von *Les Essais* die Unterwanderung vermeintlich deutlicher Stellungnahmen durch verschiedene Strategien zu konstatieren: Beispielsweise kann es vorkommen, dass sich Aussagen durch Struktur und Rhetorik des jeweiligen *essai* in ihr vollkommenes Gegenteil subvertiert und ironisch aufgelöst finden<sup>16</sup> oder dass der jeweilige *essai* semantisch letztlich nicht

11 Vgl. Ian Mcleans Monographie *Montaigne philosophe* (1996), 17: »Que *les Essais* de Montaigne appartiennent au champ philosophique aujourd'hui, personne ne peut en douter: ils sont inscrits sur la liste d'ouvrages prescrits pour l'agrégation de philosophie en 1993 et 1994.«

12 Von Montaignes Beliebtheit als Philosoph zeugt auch die nicht abreißende, kontinuierliche Entstehung populärwissenschaftlicher Veröffentlichungen, etwa Antoine Comapagnons 2013 erschienene Schrift *Un été avec Montaigne* und Sarah Bakewells *How to Live: Or life of Montaigne in one question and twenty attempts at an answer* von 2011.

13 Wild (2009), 109.

14 Vgl. Tournon (2018b).

15 Ebd.

16 In diesem Kontext sei die Argumentation von Isabelle Krier erwähnt, die mit ihrer Dissertation zur Frauenthematik in *Les Essais* zeigt, dass Montaigne als Vertreter des modernen Skeptizismus einen neuen, »originellen Pyrrhonismus« (17) betrieb, von dessen Warte aus er seine Urteilsfähigkeit zu Themen der Geschlechterdifferenz erprobte. Dies, so Krier, äußere sich in ihm eigenen rhetorischen Strategien, mittels derer er die Umkehrung althergebrachter misogynen Aussagen vorgenommen habe. Unter den von Montaigne verwendeten rhetorischen Verfahren fänden sich somit zum Beispiel die Umkehrung (*le renversement*), das Umstellen/Verschieben (*le déplacement*), das Auflösen (*la dissolution*), die Reduktion auf das Absurde (*la réduction à l'absurde*), die Rehabilitierung (*la réhabilitation*) sowie die widersprüchliche Apologie (*l'apologie paradoxale*). In Abgrenzung zum antiken Pyrrhonismus habe Montaigne die dogmatischen Ideale der *epoché* und der Ataraxie aufgegeben und somit einen ihm eigenen Pyrrhonismus entwickelt, der sich dem Gewöhnlichen zuzuwenden vermochte, um es zu entziffern. Dieser affirmative, (sich) behauptende Skeptizismus sei folglich praktischer Natur gewesen. Dabei schließt sich Krier aktuellen Forschungsergebnissen in Bezug auf Montaigne an, wonach dessen moderner Skeptizismus *Les Essais* insgesamt durchziehe und nicht allein die *Apologie de Raimond Sebond*. Montaignes eigentliche Parteinahme für Frauen sei deshalb nicht unmittelbar auf Textebene zugänglich, da die *Essais* strukturell eine aporetische Struktur aufwiesen, das heißt ungeordnet und wankelmütig in der Argumentation erscheinen. Zudem folge die ihnen inhärente Argumentation einem gedanklichen und logischen Gerüst, das von Montaigne deshalb explizit als verwirrend und versteckt angelegt intentioniert gewesen sei, um

mit der Intention der Ausführungen Montaignes übereinstimmt.<sup>17</sup> Jedoch ist dies ein Können, nicht ein Müssen, denn umgekehrt sollten *Les Essais* als Gesamtwerk nicht vollkommen losgelöst von ihrem spezifischen historischen Entstehungshintergrund gelesen oder als Assoziations- und Bedeutungsnetz gedeutet werden, dessen Geflecht bar jeder Beschäftigung mit ihrem Urheber zugänglich wird. Ebenso gebietet jedoch auch ein anderes Extrem Vorsicht, nämlich jenes, den Textkorpus als kompilatorische, hier und da mit persönlichen Anekdoten durchsetzte »Echokammer« aller von Montaigne rezipierten antiken wie frühneuzeitlichen Autoren zu betrachten. Darüber hinaus birgt eine allzu teleologische Interpretation der Evolution des Textkorpus ebenso Unwägbarkeiten, wie im Folgenden ersichtlich wird: Die der Publikation der drei Bücher zugrunde liegenden Prozesse des Schreibens, Erweiterns und handschriftlichen Annotierens wurden, im Fahrwasser der wirkmächtigen Interpretation Pierre Villeys, als Evolution von *Les Essais* gelesen, was mit einer wachsenden *possession de soi* Montaignes einhergehe.<sup>18</sup> »Ich will die Entwicklung meiner Ansichten darstellen, und zwar jede ihrer Phasen in der ursprünglichen Form«, heißt es etwa zu Beginn von »Von der Ähnlichkeit der Väter zu ihren Kindern« (II,37).<sup>19</sup> Er, Montaigne, wäre froh darüber gewesen, »wenn [er] früher damit begonnen hätte«, eine solche Genealogie seines Denkens, »den Verlauf meiner Wandlungen«, nachzuzeichnen, damit er ihnen »bis zum Anfang nachgehen könnte«.<sup>20</sup> Diese Aussagen verleiteten in der Tradition Villeys dazu, die Entstehung von *Les Essais* als geradezu pädagogischen Prozess zu deuten, der als schrittweise Hinführung zu einer letztlichen Selbstenthüllung Montaignes, der *peinture du moi*, zu lesen sei. Laut Villey wird mittels der Segmentierung von *Les Essais* gemäß drei editionsbezogenen Textschichten und ihrer Einteilung in vermeintlich distinkte Schaffens- und Entwicklungsphasen eine von Fortschritt geprägte Evolution von Text und Autor nachvollziehbar – ein Strukturierungsschema, auf das übrigens Philippe Desan mit dem Wortspiel »Une brève histoire de

---

im Sinne dieses neuen Pyrrhonismus eine umso größere Überzeugungskraft entfalten zu können. Vgl. Krier (2015).

- 17 So hat Andreas Kablitz für die *Apologie* aufgezeigt, dass Montaignes skeptischer Diskurs ostentativ aporetisch ist. Das Erzeugen von Grundwidersprüchen sei bei Montaigne programmatisch und hier daran ersichtlich, dass die Intention der Parteinahme für Sebond und dessen Projekt einer rationalen Begründung der Glaubenswahrheiten im eindeutigen Widerspruch zu der in der Apologie beanspruchten skeptischen Vernunftkritik und der *epoché* stehe. Damit reproduziere sie letztlich selbst die Widersprüche christlicher Wahrheitsverkündung: »Die Verwandlung des [skeptischen] dialogischen Widerspruchs in die monologische Aporie lässt sich begreifen als Konsequenz eines Denkens, dem die Zuordnung von Wahrheit und kommunikativem Konsens fremd geblieben ist [...]. Christliche Wahrheit ist vornehmlich Offenbarungswahrheit, sie verdankt sich der Verkündigung und entzieht sich schon allein deshalb der dialogischen Versicherung. Zugleich verbietet die solchermaßen eröffnete veritas alle skeptische Enthaltsamkeit [...].« Kablitz (1997b), 504–540, hier 517f. Nicht nur sei der moderne Pyrrhonismus des 16. Jahrhunderts christlich fundiert, sondern er bleibe insofern traditioneller Logosmetaphysik verpflichtet, als er »den kontingenten Befund kontradiktorischer Aussage in ein Programm transformierte und somit die methodische Destruktion der Vernunft ihre Rückversicherung selbst wieder in der Vernunft fand.«; Meierhofer (2003), 20.
- 18 Vgl. dazu Villey (1908).
- 19 »Je veux représenter le progrès de mes humeurs, et qu'on voie chaque pièce en sa naissance.« Montaigne (2007t): *De la ressemblance des enfants aux pères* (II,37), 758.
- 20 »Je prendrais plaisir d'avoir commencé plutôt ... et à reconnaître le train de mes mutations.« Ebd.

Montaigne dans ses couches« (»Eine kurze Geschichte von Montaigne in seinen Schichten bzw. Windeln«) verweist<sup>21</sup>.

Diese Schichten setzt Villey folglich als Entwicklungsschritte nicht nur des Textes, sondern auch des Denkens Montaignes fest: Auf dieser Grundlage seien nämlich die mit der Entstehung der einzelnen Ausgaben gleichzusetzenden Textschichten A (1580), B (1588) und C (nach 1588) zu unterscheiden. Sie wiederum stünden mit ebenfalls relativ deutlich voneinander zu trennenden Etappen philosophischer »Krisen« im Leben Montaignes in Verbindung. Dieser Annahme der älteren Forschung folgend, durchlief Montaigne eine Entwicklung vom stoischen über den skeptischen hin zum letztlich epikureischen Denken und Schreiben.<sup>22</sup> Jenen drei philosophischen Entwicklungsstufen korrespondierten drei »Bündel« an *essais*, und zwar jene, die Villey erstens als *essais impersonnels* (1572–ca. 1574), zweitens als *conquête de la personnalité* und drittens als *essais personnels* (1578–1580) bezeichnet. Montaignes Entwicklung sei letztendlich in der *peinture du moi* (1580–1588) kulminiert.

Hieraus ergibt sich ein zwar grundsätzlich logisches und verdienstvolles, jedoch mechanistisches Zuordnungsschema, das die jüngere Forschung als allzu teleologisch gekennzeichnet und revidiert hat.<sup>23</sup> Es schließt an die minutiösen und ebenso prinzipiell zu würdigenden Bemühungen Villeys an, Entstehungszeitpunkte der einzelnen *essais* unter anderem mittels der von Montaigne unternommenen Lektüren zu datieren.<sup>24</sup> Auch hier kann allerdings der Einwand formuliert werden, dass Villey jene von ihm für den Zeitraum bis 1574 als »unpersönlich« bezeichneten *essais* abgewertet hat, die nicht etwa Ausdruck des Denkens Montaignes seien, sondern lediglich als Kompilationen antiker Zitate gelten könnten.<sup>25</sup>

Dass *Les Essais* als organisches Ganzes, nicht jedoch im Sinne Villeys als stringente, von Montaigne festgelegte Reihenfolge der Einzeltexte aufzufassen sind, kann anhand des Beginns von *De la ressemblance des enfants aux pères* (II,37)<sup>26</sup> illustriert werden. Unter anderem berichtet Montaigne dort davon, wie ein Kammerdiener ihn habe foppen wollen, indem er ihm einige ausgewählte lose Blätter entwendete, auf denen sich niedergeschriebene *essais* befanden:<sup>27</sup>

Un valet qui me servoit à les écrire sus moi pensa faire un grand butin de m'en dérober plusieurs pièces choisies à sa poste. Cela me console qu'il n'y fera pas plus de gain que j'y ai fait de ma part.

Montaigne tröstete sich also über den Verlust einiger Seiten seines Werks mit dem Gedanken hinweg, dass des Kammerdieners »Gewinn nicht größer sein wird als mein Ver-

21 So die Benennung eines Kapitels von Desans Monographie *Montaigne dans tout ses états*. Vgl. Desan (2001), 297–318.

22 Vgl. dazu Wild (2009), 111.

23 Vgl. dazu ebd. sowie die kritischen Ausführungen von Defaux (2018).

24 Die Édition Villey-Saulnier beinhaltet diese minutiösen, für jedes einzelne *essai* unternommenen zeitlichen und inhaltlichen Kontextualisierungen Villeys. Siehe Montaigne (2004).

25 Defaux (2018), besonders 676.

26 Montaigne (2007t): *De la ressemblance des enfants aux pères* (II,37), 758.

27 Ebd.

lust«. Gemäß diesen Aussagen kann der Wert des einzelnen *essai* für Montaigne sich folglich nicht darin bemessen haben, sie in eine stringente, zeitliche oder thematische Reihenfolge einzupassen. An genannter Stelle heißt es weiter, er, Montaigne, wende sich den losen *essais* lediglich dann zu, wenn »ein übermäßiger Müßiggang« ihn überkomme und er zu Hause weile: Dies führe zu »immer neuen Aufschüben oder Unterbrechungen bei ihrer Abfassung, da ihn verschiedene Umstände mehrere Monate anderswo festhielten«. <sup>28</sup> Die einzelnen *essais* finden sich also eingesetzt als Bausteine des organisch, aber in unterbrochenen Schreibphasen entstandenen Textgebildes *Les Essais*, dessen heterogene Gesamtheit sich auf drei Bücher erstreckt und überdies im Lauf der Zeit verschiedenen Umstellungen sowie Erweiterungen unterlag. Bei den *essais* der dreibändigen *Les Essais* handelt es sich somit um mobile Einzeltexte, die bereits in sich selbst thematisch disparat sowie von unterschiedlicher Länge sind. »Mobik« meint hier, dass ihre letztendliche Reihenfolge bei der Drucklegung nicht notwendigerweise mit dem Zeitpunkt ihres Entstehens korrespondieren musste. Folglich kann davon ausgegangen werden, dass Montaigne die erste Edition von *Les Essais*, die 1580 erschien, noch vor der Bartholomäusnacht im August 1572 handschriftlich vollendete. <sup>29</sup> Im Übrigen verfasste er sein Werk nicht »alleine«, denn zum einen diktierte er es einem Diener, zum anderen tauschte sich Montaigne mit Freunden und Bekannten über sein Schreibprojekt aus, sodass *Les Essais* Spuren dieser Begegnungen und Konversationen enthalten. <sup>30</sup> Darüber hinaus las er, der wie erwähnt neben seinen politischen Ämtern zahlreiche Pflichten als Hausherr des Schlosses Montaigne und Gutsverwalter seiner Ländereien wahrnehmen musste, <sup>31</sup> lediglich sprunghaft und sporadisch in den Bänden seiner Hausbibliothek <sup>32</sup> – oder wollte sich als sprunghaft, vergesslich und spielerisch bis hin zu fahrig in seinem Umgang mit Literatur stilisieren – und ließ sich, unter dem Vorwand angeblicher Sehschwäche, von einem wohl dazu eigens ausgebildeten Hausdiener Auszüge aus seinen präferierten lateinischen und griechischen Autoren vorlesen. <sup>33</sup>

### 3.2 Absenz-Beziehungen: La Boétie – Montaigne – Marie de Gournay

Bevor auf die kulturgeschichtlichen Hintergründe der Vererbung geistiger Erzeugnisse sowie der besonderen *alliance* zwischen Marie de Gournay und Montaigne eingegangen werden kann, um anschließend die besondere duale Übertragungsstrategie des Text-Kindes und des textuellen Kindes zu beleuchten, muss eine zentrale Dreiecksbeziehung besprochen werden: Nach dem Ableben Montaignes nahm die junge Marie de Gournay als neue Herausgeberin von *Les Essais* eine Haltung gegenüber dem Text ihres verstorbenen *père d'alliance* ein, die auf frappierende Weise Montaignes Haltung gegenüber den

28 Ebd.

29 Bardyn (2015), 256.

30 Ebd., 292.

31 Ebd., 241.

32 Bardyn (2015), 241.

33 Ebd., 292.

Werken seines verstorbenen Freundes Étienne de La Boétie ähnelt, wie François Rigolot feststellt.<sup>34</sup> In auffallender Anlehnung an »Über die Freundschaft« (I,27)<sup>35</sup> – jenem La Boétie gewidmeten *essai*, mit dem Montaigne den außergewöhnlichen Qualitäten des verstorbenen Freundes Rechnung trägt – habe Marie de Gournay in ihrem ersten Vorwort zu *Les Essais* eine Rhetorik der Freundschaft bemüht, die als Strategie sowie als gemeinsamer Nenner ihrer doppelten Verteidigung zu sehen sei.<sup>36</sup> Zum einen habe sie Montaigne und sein Werk gegen Angriffe verteidigt, zum anderen aber auch ihre eigene Rolle als Herausgeberin und *fille d'alliance* Montaignes.<sup>37</sup>

Tatsächlich wirkte Montaigne, ähnlich wie Marie de Gournay es für den von ihr so verehrten Verfasser von *Les Essais* tun sollte, seinerseits als Hüter der geistigen Erzeugnisse La Boéties, der ihm testamentarisch seine Bücher, seine noch nicht veröffentlichten Werke und alle weiteren Dokumente hinterlassen hatte.<sup>38</sup> Montaigne ist somit als La Boéties geistiger und als dessen testamentarisch beglaubigter Erbe anzusehen, wobei er übrigens in »Von der Freundschaft« selbst auf seinen Status als Erbe verwies.<sup>39</sup> Was Marie de Gournay anbelangt, sollte sie nach dem Tod ihres *père d'alliance* von Étienne Pasquier als Montaignes geistige Erbin bezeichnet werden, jedoch lassen sich für sie bis heute keine testamentarischen Regelungen von Seiten Montaignes auffinden.<sup>40</sup> Zwar wurde diese triadische Relation in puncto Hinterlassenschaft geistiger Erzeugnisse zwischen La Boétie, Montaigne und Marie de Gournay grundlegend in der Forschungsliteratur bereits festgestellt.<sup>41</sup> Allerdings lag in diesem Zusammenhang bisher noch keine kulturgeschichtliche Betrachtung der Übertragung geistiger Erzeugnisse als Erbschaft an die Nachwelt in Form von immateriellen wie materiellen Textmonumenten vor, wie sie die mit dieser Arbeit vorgeschlagenen Konzepte des Text-Kindes und des textuellen Kindes verdeutlichen werden. Im Folgenden seien hierfür die Grundlagen gelegt, indem diese triadische Verbindung nachgezeichnet wird.

34 »La nouvelle éditrice va adopter vis-à-vis du texte des *Essais* une attitude étrangement semblable à celle qu'avait manifestée Montaigne devant les ouvrages de La Boétie«, so Rigolot (1991), 60.

35 Vgl. dazu Montaigne (2007k): *De l'amitié* (I,27).

36 Vgl. dazu und zum Folgenden Rigolot (1991), 58: »Or ces deux composantes essentielles de la démarche de l'éditrice trouvent un dénominateur commun dans une stratégie rhétorique qui les subsume et qu'on pourrait appeler le discours de l'amitié.«

37 Rigolot stellt heraus, dass beide Zielsetzungen eng miteinander verwoben seien, weshalb eine separate Darstellung nicht möglich sei. Vgl. ebd.

38 »Celui-ci, par testament, l'avait fait « héritier de sa bibliothèque et de ses papiers » [...].« Ebd., 61.

39 »C'est tout ce que j'ai pu recouvrer de ses reliques (moi qu'il laissa d'une si amoureuse recommandation, la mort entre les dents, par son testament, héritier de sa bibliothèque et de ses papiers).« Montaigne (2007k): *De l'amitié* (I,27), 190.

40 Pasquier (1723), Sp. 515–520, hier Sp. 518–520. Die betreffende Passage in Pasquiers Brief wird im Folgenden noch zu betrachten sein. Was Marie de Gournay und die Bibliothek Montaignes anbelangt, sollte allerdings nicht sie die Bücher ihres *père d'alliance* erben, sondern seine leibliche Tochter Léonor, die bis zu ihrem Tod 1616 den Großteil der Bücher ihres Vaters behielt. Vgl. Desan (<sup>2</sup>2018d), 203.

41 Vgl. den Beitrag von Rigolot (1991) sowie den Artikel von Deslauriers (2008), die sogar einen Bezug zwischen Marie de Gournays Schrift *Égalité des Hommes et des Femmes* und La Boéties *Discours de la servitude volontaire* sieht.



Montaigne verlor Étienne de La Boétie und wurde zum Hüter von dessen schriftlichem Nachlass, begann aus diesem Zustand der Deprivation heraus jedoch auch mit der Abfassung der *Essais*. Hingegen glaubte Marie de Gournay vor ihrer ersten Begegnung mit Montaigne 1588 diesen zunächst tot. Als sein Ableben 1592 tatsächlich eintrat, wuchs sie mit erstaunlicher und größter Schnelligkeit in die Rolle der Hüterin seines geistigen Nachlasses hinein. In beiden Fällen handelte es sich um Ereignisse, die aufgrund des Verlustes jener Person, die als einziger Seelenvertrauter angesehen wurde, zu einem Paradigmenwechsel in den editorischen und schriftstellerischen Tätigkeiten Montaignes respektive Marie de Gournays führten. Für den Kontext dieser Arbeit besonders relevant ist dabei, dass hieraus verschiedene Formen der Nachsorge erwuchsen, die sich auf einer konkreten Textebene beobachten lassen – und zwar der Nachsorge um die geistige Hinterlassenschaft des Verstorbenen. Im nächsten Abschnitt wird zunächst aufgezeigt werden, wie die historisch-biographischen Entstehungsbedingungen von *Les Essais* mit der posthumen Fürsorge Montaignes für La Boétie zusammenhängen und in welcher Weise dies wiederum Auswirkungen auf Marie de Gournays Selbststilisierung als *fille d'alliance*, als Freundin sowie als Erbin Montaignes hatte.

### 3.2.1 *Les Essais*, die *alliance* zu La Boétie und das Vorbild einer aus Erbe und Verlust geborenen Schreibpraxis

Im Folgenden wird sich zeigen, dass Montaignes Gebaren als Herausgeber der Werke seines verstorbenen Freundes sowie als Verteidiger von dessen Schriften in auffälliger Weise Vorbildcharakter für Marie de Gournay erlangte. Als Montaigne in den 1570er Jahren mit der Abfassung der *Essais* begann, speiste sich diese Schreibpraxis nämlich aus einem Erbfall sowie einem doppelten Verlust. Dies nun ist mit den erörterten Zusammenhängen von Montaignes Laufbahn als Magistrat in Verbindung zu bringen – einer Laufbahn, die ihm von seinem Vater geradezu aufgezwungen wurde: Ausgerechnet bei der ungeliebten Tätigkeit am *Parlement* von Bordeaux im Jahr 1558 traf Montaigne jenen Menschen, der ihm zum engsten Freund und Seelengefährten werden sollte, nämlich den ebenfalls als Parlamentsrat tätigen Étienne de La Boétie, dessen zwischen 1546 und 1548 verfasste Schrift *Discours de la servitude volontaire* Montaigne bereits zu Studienzeiten in Paris begeistert rezipiert hatte.<sup>42</sup> Folglich hatte Montaigne noch vor der persönlichen Bekanntschaft mit dem Freund den von diesem verfassten Text kennengelernt, und er stellt in dem La Boétie gewidmeten *essai* »Von der Freundschaft« (I,27) heraus, dass dessen Schrift das entscheidende Vehikel gewesen sei, das ihre vollkommene und in ihrem Jahrhundert einzigartige Freundschaft angeregt habe.<sup>43</sup>

Et je suis obligé particulièrement à cette pièce, d'autant qu'elle a servi de moyen à notre première accointance. Car elle me fut montrée long espace avant que je l'eusse vu ; et me donna la première connaissance de son nom, acheminant ainsi cette amitié que nous avons

42 »Marie de Gournay sera un jour à Montaigne ce qu'il est alors à La Boétie : un lecteur, une lectrice enthousiaste qui brûle de rencontrer l'auteur, déjà connu, déjà aimé avant même d'avoir été physiquement rencontré.« Legros (2012), 140.

43 Montaigne (2007k): *De l'amitié* (I,27), 190.



*nourrie* tant que Dieu a voulu entre nous, si entière et si parfaite, que certainement il ne s'en lit guère de pareilles ; et entre nos hommes il ne s'en voit aucune trace en usage. Il faut tant de rencontre à la bâtir que c'est beaucoup si la fortune y arrive une fois en trois siècles [Herv. d. Verf.].

Das *essai* I,27 widmet Montaigne also seiner Freundschaft zu La Boétie und setzt der einzigartigen Beziehung zu dem Verstorbenen dergestalt ein Denkmal. Darin findet sich auch die nahezu als geflügeltes Wort bekannt gewordene Phrase, mit der Montaigne auf die Frage antwortet, warum er ausgerechnet La Boétie als Freund liebe.<sup>44</sup>

Si on me presse de dire pourquoi je l'aimais, je sens que cela ne se peut exprimer qu'en répondant : Parce que c'était lui, parce que c'était moi.

Der so lapidar klingende, doch tiefsinnige Grund, warum sie als Freunde zueinander fanden, lautete also: »Weil er es war – weil ich es war.«

Bei »Von der Freundschaft« handelt es sich um einen dreifach hybriden Text, der erstens enkomiasische Intentionen verfolgt, zweitens jedoch aufgrund der politischen Lage zudem eine doppelte Verteidigungsschrift darstellt: eine Verteidigung La Boéties in Bezug auf dessen brisanten Text *Discours de la servitude volontaire* und eine Verteidigung Montaignes selbst dafür, diese und eine andere Schrift des Freundes nicht veröffentlicht zu haben.<sup>45</sup>

Mais il n'est demeuré de lui que ce discours, encore par hasard et [je] crois qu'il ne le vit jamais depuis qu'il lui échappa, et quelques mémoires sur cet édit de Janvier [1562] fameux par nos guerres civiles, qui trouveront encore ailleurs peut-être leur place. C'est tout ce que j'ai pu recouvrer de ses reliques (moi qu'il laissa d'une si amoureuse recommandation, la mort entre les dents, *par son testament, héritier de sa bibliothèque et de ses papiers* [Herv. d. Verf.]) outre le livret de ses œuvres que j'ai fait mettre en lumière : [...].

Montaigne, der testamentarische Erbe der Bibliothek sowie der Dokumente La Boéties, stellt hier in einem relativ mühelos und leger wirkenden Sprachduktus heraus, dass er dessen brisanteste Schriften – seinen Text über die freiwillige Knechtschaft sowie seine

44 Ebd., 195. In der Forschung wurde anhand von Tintenganalysen nachgewiesen, dass der erste Halbsatz (»Parce que c'était lui«) zunächst alleinstehend in *Les Essais* abgedruckt wurde, bis in EB – jener palimpsesthafte Fassung der Edition von 1588 – Montaigne von Hand den zweiten Halbsatz (»parce que c'était moi«) anbrachte. Vgl. dazu Legros (2008), 164, der Montaignes Bezug durch und in seiner essayistischen Schreibpraxis auf La Boétie nicht nur als Beweis freundschaftlicher Liebe für diesen liest, sondern als Prozess der Emanzipation, gleich einer »fortlaufenden Verdauung« La Boéties durch Montaigne: »À travers les états successifs du texte, du moins ceux dont on a connaissance, on peut lire les *Essais* comme la digestion progressive de La Boétie par Montaigne, même si l'ami incomparable hante jusqu'au bout imprimé et manuscrit. Pour que ce livre existe, il fallait [...] [que] l'ami fasciné conquière, grâce à l'écriture d'essai, une pleine autonomie, une vraie singularité, en se détachant fibre à fibre de celui qui l'eût peut-être aidé à bien vivre, mais empêché d'écrire, en tout cas d'écrire un livre comme *les Essais*.«

45 Ebd., 190.

kritische Stellungnahme zu dem von Katharina von Medici erlassenen Januaredikt von 1562 – nicht in *Les Essais* veröffentlicht habe, wobei er geschickt zur Entlastung La Boéties insinuiert, dieser habe seine erste und mittlerweile von hugenottischer Seite unter dem Titel *Contr'Un* instrumentalisierte Schrift ohnehin nicht mehr nochmals zu Gesicht bekommen, seitdem er diese verfasst habe. Gegen Ende dieser Passage greift Montaigne im Übrigen diesbezüglich nochmals nach und stellt heraus, dass es sich bei La Boéties Brandschrift zur freiwilligen Knechtschaft schließlich um ein Jugendwerk gehandelt habe.

Genauso wie Montaigne hier für La Boétie die Rolle des Beschützers einnimmt, der den posthumen Ruhm des verstorbenen Freundes verteidigt, sollte Marie de Gournay in ihrem Vorwort der ersten posthumen Edition von *Les Essais* im Jahr 1595 Montaigne gegen seine Kritiker verteidigen, gleichzeitig jedoch auch eine mit diesem Vorgehen verwobene Verteidigung ihrer Rolle als Herausgeberin vorlegen.<sup>46</sup> Außerdem zeigen sich weitere Ähnlichkeiten mit Montaigne, und zwar wenn in I,27 wie mit dem gezeigten Textauszug davon die Rede ist, dass die Lektüre von *Discours de la servitude volontaire* die so einzigartige Freundschaft zwischen Montaigne und La Boétie vermittelt habe, die in drei Jahrhunderten durch glückliche Fügung vielleicht nur ein einziges Mal in dieser Welt anzutreffen sei.<sup>47</sup> Besonders hervorzuheben ist hier, dass sich bei Marie de Gournay in der Art, wie sie selbst auf Montaigne aufmerksam wurde, eine bemerkenswerte Parallele dazu zeigen sollte, wie die Freundschaft zwischen Montaigne und La Boétie begann: noch vor dem persönlichen Zusammentreffen.<sup>48</sup> So betont François Rigolot, dass Marie de Gournay in ihren autobiographischen Texten ihren ersten Kontakt mit dem Werk Montaignes und das anschließende Treffen mit ihm ganz ähnlich stilisiert habe, wie Montaigne in I,27 über seine Lektüre von *Discours de la servitude volontaire* und das erste, zufällige Treffen mit La Boétie berichtet.<sup>49</sup> Sowohl in Marie de Gournay als auch in Montaignes Schilderungen spiele, so Rigolot weiter, das Moment des petrarkistischen *innamoramento* eine prominente Rolle, da das erste Zusammentreffen mit dem anderen – sei es persönlich oder vermittelt über die Lektüre des jeweiligen Werks – als purer Zufall dargestellt werde,<sup>50</sup> der sich allerdings in seiner schicksalhaften Fatalität den Betroffenen entziehe.<sup>51</sup> Herauszuheben ist außerdem, dass Montaigne, ebenfalls in I,27, seine Verbindung

46 Vgl. dazu erneut Rigolot (1991), 60.

47 Vgl. erneut Montaigne (2007k): *De l'amitié* (I,27), 190: »Il faut tant de rencontre à la bâtir que c'est beaucoup si la fortune y arrive une fois en trois siècles [Herv. d. Verf.]«

48 »Environ les dix-huit ou dix neuf ans cette fille lut *les Essais* par hasard [...] ; mais elle commença de désirer la connaissance, communication et bienveillance de leur auteur, plus que toutes les choses du monde.« Gournay (2002c): *Copie de la Vie de la Damoiselle de Gournay*, 1863. Vgl. dazu nochmals Legros (2012), 140, sowie Rigolot (1991), 61–62. Die Orthographie wurde ans Neufranzösische auch bei allen Auszügen aus Marie de Gournays Werken angepasst.

49 Vgl. Montaigne (2007k): *De l'amitié* (I,27), 191: »Et à notre première rencontre, qui fut par hasard [Herv. d. Verf.] en une grande fête et compagnie de ville, nous nous trouvâmes si pris, si connus, si obligés entre nous, que rien dès lors ne nous fut si proche que l'un à l'autre.« Vgl. dazu und zum Folgenden Rigolot (1991), 63.

50 Vgl. erneut Gournay (2002c): *Copie de la Vie de la Damoiselle de Gournay*, 1863. Siehe im Vergleich hierzu erneut Montaigne (2007k): *De l'amitié* (I,27), 191.

51 Vgl. dazu etwa Montaigne (2007k): *De l'amitié* (I,27), 195: »Il y a au-delà de tout mon discours et de ce que j'en puis dire particulièrement je ne sais quelle force inexplicable et fatale, médiatrice de cette

zu La Boétie nicht nur als vollkommene Freundschaft, sondern auch als *alliance* bezeichnet:<sup>52</sup>

Et cet autre que Plutarque voulait introduire à s'accorder avec son frère : Je n'en fait pas, dit-il, plus grand état, pour être sorti du même trou. C'est à la vérité un beau nom et plein de dilection que le nom de frère, et à cette cause nous fîmes, lui et moi, notre *alliance* (Herv. d. Verf.).

Als Étienne de La Boétie im Jahr 1563 schwer erkrankte und wahrscheinlich aufgrund einer Dysenterie in Lebensgefahr geriet, wachte Montaigne tagelang an der Seite des Sterbenden und verfasste später einen Brief an seinen eigenen Vater, Pierre Eyquem, in dem er über das Ableben des Freundes berichtete: Diese Ausführungen sind als *Lettre à son père sur la mort d'Étienne de La Boétie* überliefert – ein Text, der als erste ›literarische‹ Produktion Montaignes gelten darf und auf den noch näher einzugehen sein wird.<sup>53</sup> Jedenfalls sollte dies der einschneidende Verlust in Montaignes Leben sein, der ihn nachhaltig prägte und ihn zunächst zu Tätigkeiten mit Blick auf La Boéties geistigen Nachlass führte. Dabei mündete das Gefühl der schmerzhaften Deprivation, ausgelöst durch den Tod des Freundes, in jene essayistische Schreibpraxis, die Montaigne dabei half, seine Trauer um den Freund zu bewältigen.<sup>54</sup> Auch auf diesen Aspekt wird noch ausführlicher einzugehen sein.

Noch vor dem Tod Étienne de La Boéties hatte Montaigne im Jahr 1565 Françoise de La Chassaigne geheiratet.<sup>55</sup> Dabei wagte er den Schritt zur Ehe wohl vor allem im Hinblick auf das Erbe des Vaters.<sup>56</sup> Dies verweist auf jenes weitere Ereignis, das es Montaigne ermöglichen sollte, die Schreibtätigkeit an *Les Essais* aufzunehmen, und zwar auf einer sozioökonomischen Ebene: War der Tod La Boéties 1563 ein wichtiger Auslöser für die Entstehung von *Les Essais*, so sollten die materiellen Rahmenbedingungen für Montaignes

---

*union* [Herv. d. Verf.]. Nous nous cherchions avant de nous être vues, et par des rapports que nous entendions l'un de l'autre [...].«

52 Ebd., 191.

53 Vgl. den Originaltext Montaigne (2012) sowie den Übersichtsartikel Desan (2018c).

54 Vgl. hierzu Kritzman (1991, 2009) und Desan (2018c). Auf Montaignes Umgang mit Krankheit und Alter – etwa auf die von ihm formulierte Metapher der Janusköpfigkeit seines Alters in III,5 (*Sur des vers de Virgile*), 701: »Que l'enfance regarde devant elle, la vieillesse derrière : n'est-ce pas ce que signifie le double visage de Janus?« – wird im Rahmen dieser Arbeit nicht eingegangen, da es den Schwerpunkt der Ausführungen übersteigen würde. Montaignes Ansichten zum eigenen Altern und Versterben hatten für das Schicksal seines Werkes letztlich kaum Bedeutung, da er selbst bis zu seinem Tod an einer weiteren Fassung von *Les Essais* arbeitete, ohne für seinen Text Vorkehrungen für die Zeit nach seinem Ableben zu treffen. Auch Montaignes eigene Erfahrungen mit dem Tod, so etwa das in II,6 (*De l'exercitation*) geschilderte Nah-Tod-Erlebnis nach dem Sturz von seinem Pferd, sowie seine Ansichten zum Umgang mit dem Sterben, wie beispielsweise dargelegt in I,19 (*Que philosophe c'est apprendre à mourir*), werden deshalb nicht eingehend betrachtet.

55 Bardyn (2015), 201.

56 Pierre Eyquem hatte mit seinem Testament von 1561 Michel zugunsten seiner Ehefrau Antoinette enterbt, das Schriftstück jedoch 1567 nach der Heirat des Sohnes wieder zu dessen Gunsten abgeändert, da sich mit dieser Heirat nun die Möglichkeit des Fortbestandes des Namens Montaigne konkretisiert hatte. Vgl. Jouanna (2017), 28; Bardyn (2015), 199–207.

kontinuierlich bis an sein Lebensende fortgeführte Schreibtätigkeit durch einen Erbfall geschaffen werden, der aus dem Tod Pierre Eyquems am 18. Juni 1568 resultierte.<sup>57</sup> Folglich ermöglichte das Erbe des Vaters Montaigne sich von der ihm verhassten Ämterlaufbahn zurückziehen, denn nach dessen Tod fielen ihm, dem Ältesten von insgesamt acht Geschwistern, das Anwesen rund um Schloss Montaigne sowie die dazugehörigen Ländereien zu, die bereits sein Urgroßvater Ramon Eyquem erworben hatte.<sup>58</sup>

1569 hatte Montaigne die *Theologia naturalis sive liber creaturarum* des Raimundus Sabundus als *Théologie naturelle* veröffentlicht, die er noch zu Lebzeiten seines Vaters in dessen Auftrag und wahrscheinlich zwischen 1565 und 1568 übersetzt hatte, was unter anderem ebenfalls aus dem Grund geschah, sich dessen Gunst zu versichern.<sup>59</sup> Im Verlauf von rund zwei Jahren nach dem Ableben Pierre Eyquems konnte Montaigne sich nun in seine Rolle als Gutsherr einfinden.<sup>60</sup> In dieser Zeit wurden auch die Sukzessionsfragen sowie das Zusammenleben mit seiner Mutter Antoinette, geborene de Louppes de Ville-neuve, auf dem Gut geregelt, mit welcher der Sohn zeitlebens in einem sehr angespannten Verhältnis stand.<sup>61</sup> Auf dem Anwesen, das sich nach wie vor in dem etwa 60 Kilometer landeinwärts von Bordeaux gelegenen Städtchen Saint-Michel-de-Montaigne befindet, ist lediglich jener berühmte zu Montaignes Refugium und zur Bibliothek ausgebauter Rundturm unbeschadet durch die Jahrhunderte gegangen. Seine Einrichtung auf zwei Etagen, ausgestattet mit einer Privatkapelle, Schlafgemächern und einer *librairie*, ist detailliert in »Über dreierlei Umgang« (III,3) nachzulesen.<sup>62</sup> Eine Passage aus diesem *essai* kann zur Betrachtung der *librairie* herangezogen werden, jener rundbogenförmig gebauten Holzbalken-Bibliothek Montaignes, die ihm nach einigen Aussagen weniger Ort des Lesens oder Studierens war, sondern zu einem Art Panopticon wurde, von dem aus er gebieterisch über die Vorgänge seines Haushalts herabblicken konnte:<sup>63</sup>

Chez moi, je me détourne un peu plus souvent à ma librairie, d'où, tout d'une main, je commande mon ménage : Je suis sur l'entrée et vois sur moi mon jardin, ma bassecour, ma cour et dans la plupart des membres de ma maison. Là, je feuillette à cette heure un livre, à cette heure un autre, sans ordre et sans dessin, à pièces décousues. Tantôt je rêve, tantôt je dicte, en me promenant, mes songes que voici. Elle est au troisième étage d'une tour.

Wie deutlich wird, war Montaigne auch als Schloss- und Gutsherr mit mannigfachen und zeitraubenden Anforderungen seines Haushalts, Hofes sowie seiner Weinberge betraut, weshalb die hier gemachte Angabe, er habe nur sporadisch und sprunghaft in den

57 Bardyn (2015), 225–233.

58 Ebd., 199–207; Jouanna (2017), 22–23.

59 Bardyn (2015), 217–224.

60 Ebd.

61 Ebd., 17, 44ff.

62 »Elle [la bibliothèque] est au troisième étage d'une tour. Le premier, c'est ma chapelle, le second une chambre et sa suite, où je me couche souvent, pour être seul. Au-dessus, elle a une grande garde-robe. [...] À sa suite est un cabinet assez poli, capable de recevoir du feu pour l'hiver, très plaisamment percé [de fenêtres].« Montaigne (2007y): *Des trois commerces* (III,3), 870. Vgl. Näheres zu den Renovierungsarbeiten in der Kapelle ab dem 19. Jahrhundert bei Wilett (2003).

63 Montaigne (2007y): *Des trois commerces* (III,3), 869–870.

Bänden seiner Turmbibliothek blättern können, zwar einerseits der Selbststilisierung Montaignes als nonchalanter Vergesslicher zuzuschreiben ist, doch andererseits bis zu einem gewissen Grad sicherlich den wahren Tatsachen entsprochen hat. Die Bibliothek befand sich in einem Raum, auf dessen Deckenholzbalken sich heute noch 65 Sentenzen von für Montaigne bedeutenden, antiken Autoren finden, die er dort einbrennen ließ.<sup>64</sup> An der Wand des Nebenzimmers, des *cabinet* – das Montaigne als eigentliches Aufenthaltszimmer diente, da es als einziger Raum mit Feuer beheizt wurde, um die im anderen Raum gelegene Bibliothek nicht der Gefahr eines unachtsamen Funkensprungs auszusetzen – findet sich eine berühmte, doch vielfach missinterpretierte Inschrift. Es handelt sich dabei um Zeilen, die Montaigne feierlich im Jahr 1571 dort anbringen ließ, nämlich an seinem 38. Geburtstag und in lateinischer Sprache, wobei sie in französischer Übersetzung wie folgt lauten:<sup>65</sup>

L'an du Christ 1571, à l'âge de trente-huit ans, la veille des calendes de mars, anniversaire de sa naissance, Michel de Montaigne, depuis longtemps déjà ennuyé de l'esclavage de la Cour et du Parlement et des charges publiques, se sentant encore dispos, vint à part se reposer sur le sein des doctes Vierges dans le calme et la sécurité ; il y franchira les jours qui lui restent à vivre. Espérant que le destin lui permettra de parfaire cette habitation, ces douces retraites paternelles, il les a consacrées à sa liberté, à sa tranquillité et à ses loisirs.

Analog zu seinem amtsbezogenen und damit ›weltlichen‹ Rückzug als Staatsdiener erfolgte also mit dieser Inschrift das Zeugnis für Montaignes geistigen Rückzug in eine Welt der Gelehrsamkeit. So wie in der Widmung an die Leserin und den Leser, *Au lecteur*, die *Les Essais* eröffnet, wird hier der Bezug zur Endlichkeit des Lebens hergestellt, denn am »Busen der gelehrten Jungfrauen« – gemeint sind die Musen – begehrte Montaigne die ihm noch verbleibende Tage zuzubringen. Antithetisch wird der Ruhe und Sicherheit dieser neuen Umgebung seine ihm zur Last gewordene Tätigkeit am Gerichtshof, dem *Parlement*, gegenübergestellt: Ohne Umschweife bezeichnet Montaigne sie als Sklaverei, da sie ihm vom Vater aufgedrängt worden sei und erst dessen Tod ihn von ihr erlöst habe.<sup>66</sup> Allerdings darf dieses Gelöbnis mitnichten als der Beginn eines tatsächlichen, nahezu eremitischen Rückzugs ins Private missinterpretiert werden. Denn nur vordergründig ist hierin eine Parallele beispielsweise zu dem Fortgang des Kanzlers Katharina von Medicis, Michel de l'Hôpital (um 1505–1573), im Jahr 1568 zu sehen, der sich nach seiner Resignation auf seine Landgüter zurückgezogen hatte, um sich nur noch der Literatur zu widmen.<sup>67</sup> Endeten für Michel de l'Hôpital mit seiner Resignation tatsächlich seine politische Laufbahn sowie sein öffentliches Wirken, so erfüllte sich hingegen für Montaigne ab 1571 keineswegs das Ideal einer an Ciceros *De otio* (»Über die Muße«) orientierten Lebensführung.<sup>68</sup> Denn allzu oft sollte er, wie wir schon sahen, durch sei-

64 Vgl. dazu Jouanna (2017), 130; Legros (2012), 132; Desan (2018e), der u.a. eine Auflistung aller Bände, die sich in Montaignes Bibliothek befanden, bietet.

65 Zitiert nach Bardyn (2015), 234.

66 Vgl. ebd., 109.

67 Appel (2018), 272.

68 Bardyn (2015), 234–235.

ne Pflichten als Person öffentlichen Interesses, als Staatsdiener sowie als hochrangiger Emissär davon abgehalten werden, sich seinen Büchern und der Literatur in seinem Bibliothekssalon langfristig hingeben zu können.

Zudem sah sich Montaigne auch als Gutsherr mit den verschiedensten Aufgaben konfrontiert. Doch selbst wenn ihm die Zeit dazu gegeben worden wäre, hätte er sich nicht auf ein extensives Nichtstun zurückgezogen, denn geistesgeschichtlich lag seiner Absage an die weltlichen Pflichten des *negotium* ein Ideal zugrunde, das unter der von Cicero sowie Seneca (um 1–um 65) geprägten Formel des *otium cum litteris* subsumiert wird.<sup>69</sup> Dabei handelt es sich um edle Tätigkeiten, denen all jene nachzugehen vermögen, die sich aufgrund ihrer ökonomischen Stellung von den Mühen jenes *negotium* befreien konnten.<sup>70</sup> Zu diesen Tätigkeiten konnte auch eine emsige, intellektuell rege, von Büchern umringte Einsamkeit in der Studierstube gehören.<sup>71</sup> Folglich darf Montaignes Rückzug ebenfalls nicht mit dem christlichen Ideal einer der *vita activa* entgegenstehenden *vita contemplativa* verwechselt werden, die notwendig das Zwiegespräch mit Gott suchte.<sup>72</sup> Vielmehr war für Montaigne der Rückzug in den konkreten Raum – seinen Turm und insbesondere seine Bibliothek – allein Anlass zum Rückzug in sich selbst: Seine diesbezügliche Geisteshaltung wird am deutlichsten anhand der Metapher der *arrière-boutique* – des ›Hinterzimmers‹ –, deren Funktion im ersten Buch von *Les Essais*<sup>73</sup> beschrieben und in den noch folgenden Ausführungen zu Montaignes Bibliothek näher zu erörtern sein wird.<sup>74</sup> Diese führen uns thematisch erneut zu Montaignes Rückzug im Jahr 1571, den er zunächst dazu nutzte, ausgewählte Werke seines verstorbenen Seelenvertrauten La Boétie zu veröffentlichen.<sup>75</sup> Erst danach widmete er sich jener aufgrund von doppeltem Verlust und Erbfall begünstigten Schreibpraxis, die zur Abfassung der ersten *essais* führte und schließlich in die Publikation der ersten Ausgabe der *Essais* im Jahr 1580 münden sollte.<sup>76</sup> Auf welche Weise wiederum das Engagement Montaignes für La Boétie mit der Turmbibliothek auf Schloss Montaigne in Verbindung stand, wird im Folgenden beleuchtet.

### 3.2.2 Étienne de La Boétie und Montaignes Bibliothek

Neben anderen Forschungsstimmen, mit denen die These bestätigt wird, dass La Boéties Ableben erst den Beginn der Auseinandersetzung mit dem Verstorbenen bedeute-

69 Vgl. Jouanna (2017), 309; Bardin (2015), 234–235; Friedrich (1967), 18.

70 Vgl. Jouanna (2017), 11.

71 »Das *otium cum litteris* [...] wird eine gepflegte Lebensform der Renaissance-Humanisten. Petrarca machte es ihnen vor; er ist das Urbild für die aus der Mönchsklausen in die Gelehrtenstube verpflanzte bücherlesende Einsamkeit, die fortan als profaner Typus neben den Formen religiöser Weltabsonderung einhergehen sollte.« Friedrich (1967), 18.

72 »La solitude qu'il [l'humaniste] prône ne saurait se confondre avec la traditionnelle *vita contemplativa* que la religion oppose à la *vita activa*, à la vie dans le monde.« Starobinski (1982), 25.

73 Montaigne (2007j): *De la solitude* (I,38), 241–252.

74 Vgl. dazu Jouanna (2017), 129; Sozzi (2018).

75 Vgl. Bardin (2015), 244–252.

76 Vgl. erneut Bardin (2015), 244–252.

te,<sup>77</sup> argumentiert auch Lawrence D. Kritzman, Montaignes dialogisches Schreibprojekt, *Les Essais*, sei durch seine Trauer um den verstorbenen Freund und die daraus resultierende, kompensatorische Suche nach einem Ersatzobjekt für diesen angestoßen worden.<sup>78</sup> Zu dieser Strategie habe die narzisstische Illusion gehört, Kunst Leben einhauchen zu können und Vaterschaft als ein textuelles Erschaffen (*textual engendering*) durch den Schreibprozess zu leben.<sup>79</sup> Dies habe Montaigne dabei geholfen, seine Angst angesichts der Trennung von dem geliebten Freund sowie der Konfrontation mit dem Nichts des Todes auszuhalten und letztlich zu überwinden. Es ist jenes vor diesem Hintergrund angestoßene *textual engendering*, das auch im Kontext der Stilisierung von *Les Essais* zum Text-Kind sowie zum textuellen Kind maßgeblich werden sollte und daher näher zu betrachten ist.

Was Montaignes Eintreten für den geistigen Nachlass Étienne de La Boéties anbelangt, trug er – noch bevor er sich an die Abfassung der ersten, einzelnen *essais* machte – für die noch nicht veröffentlichten Werke des Verstorbenen posthume Nachsorge, und zwar als Herausgeber. Im Jahr 1571 erschienen ausgewählte Schriften La Boéties als *Ménagerie de Xenophone*, wobei mit diesem Titel der Dialog *Oikonomikos* Xenophons (um 430–425 v. u. Z.–um 354 v. u. Z.) gemeint ist, den der Verstorbene ins Französische übersetzt hatte und der sich hier nun zu anderen von ihm verfassten Schriften gesellte.<sup>80</sup> Zudem machte sich Montaigne auf die Suche nach gesellschaftlichen Größen, die sich mit Widmungen in dem Werk des Verstorbenen verewigen wollten.<sup>81</sup> Allerdings hielt Montaigne ja, hieran sei nochmals erinnert, angesichts des politischen Klimas zwei Schriften des Freundes aufgrund ihres brisanten Inhalts von der Publikation zurück: das als Kritik am Januaredikkt<sup>82</sup> gedachte *Mémoire de nos troubles de l'édit de janvier 1562*<sup>83</sup> sowie das Jugendwerk *Dis-*

77 Vgl. beispielsweise Desan (2018c), 1078, der den Forschungsstand wie folgt resümiert: »[...] cette pièce relativement brève [La lettre de la mort de La Boétie] définit les termes d'une amitié qui est censée expliquer, voire générer, l'élaboration et la rédaction des *Essais*.«

78 »The melancholic retreat into narcissism permits Montaigne to transfer the bond between himself and La Boétie into a bond between writer and text and thereby encrypt the deceased in the ›monument des muses‹.« Kritzman (1991), 77.

79 »I previously discussed the engendering of the *Essays* as a compensatory gesture that enabled Montaigne to overcome the loss of La Boétie by transforming a profound feeling of absence into a dialogic endeavor realized through the writing project.« Kritzman (2009), 121.

80 Neben französischen und lateinischen Versdichtungen La Boéties umfasste dieser Band neben der Xenophon-Übersetzung zwei weitere aus dem Griechischen ins Französische angefertigte Übertragungen zweier Texte Plutarchs: »Die Eheregeln« (übers. *Les règles de mariage*) sowie seine »Tröstschrift an die Ehefrau« (übers. *Lettre de consolation à sa femme*). Vgl. Desan (2018c), 1078; Bardyn (2015), 246f.

81 Vgl. dazu Bardyn (2015), 244–252.

82 Vgl. Jouanna (2012), 364, 390. Die Königinmutter hatte nach ihrem Ehemann Heinrich II. im Jahr 1559 auch ihren ältesten, unerwartet erkrankten Sohn Franz II. im Jahr 1560 überraschend verloren. Nun leitete sie für den unmündigen, erst zehnjährigen Karl IX. die Regierungsgeschäfte. Mit dem von ihr erlassenen sogenannten Januaredikt 1562, das den Hugenotten freie Religionsausübung außerhalb von befestigten Städten prinzipiell zusprach, hatte sie sich aus Sicht der konservativen Katholiken erstmals ungewöhnlich milde gegenüber den Reformierten gezeigt.

83 Als Rechtsspezialist war La Boétie im Herbst 1561 aus Bordeaux in das südwestfranzösische Agenais entsandt worden, um dort eine königliche Resolution auszuarbeiten. In dieser Schrift kritisiert



*cours de la servitude volontaire*.<sup>84</sup> Allerdings plante Montaigne den letztgenannten Text als eigenständiges Kapitel in die erste Edition der *Essais* aufzunehmen, die 1580 erschien, was aber aufgrund der politischen Umstände dann ebenfalls nicht möglich sein sollte.<sup>85</sup> Im Übrigen sind umgekehrt drei lateinische Sonette La Boéties überliefert, schlicht *Poemata* genannt, die dieser Montaigne widmete und die erst seit einigen Jahren von der Forschung ernstgenommen und analysiert worden sind.<sup>86</sup> Sie zeigen das Bild eines frivolen, zu Ehebruch und Ausschweifungen neigenden Montaigne, den der reifere La Boétie mit freundschaftlicher Strenge zur Rason zu bringen versuchte.<sup>87</sup> Von Montaignes amourösen Abenteuern zeugt im Übrigen auch, dass er der Geliebten Heinrichs IV. – jener Corisande, mit der ihn sehr wahrscheinlich einst selbst ein Liebesverhältnis verbunden hatte – eine von La Boétie verfasste Sammlung von Liebessonetten widmete, benannt als »Neunundzwanzig Sonette« (*vingt-neuf sonnets*).<sup>88</sup> Vor diesem Hintergrund ist zu erwähnen, dass sich Montaigne dazu entschloss, nicht den von der Publikation ausgeschlossenen *Discours de la servitude volontaire* La Boéties zu veröffentlichen, sondern diese von demselben in seiner Jugend verfassten lyrischen Stücke in *Les Essais* zu integrieren.<sup>89</sup> So fügte er La Boéties Sonette letztlich relativ kurzfristig unter dem Titel *Vingt-neuf sonnets de La Boétie* in die erste Edition der *Essais* ein, die 1580 erschien.<sup>90</sup>

Dies ist ein erster Nachweis dafür, dass sich das Freundschaftsband zwischen La Boétie und Montaigne auch konkret materiell auf einer Textebene und zudem posthum

---

er das Januaredikt: Zwar seien Kompromisse begrüßenswert, doch eine Legitimierung reformierter Gottesdienste an öffentlichen Plätzen zementiere die Glaubensspaltung.

84 Vgl. Desan (2018c), 1078; Bardyn (2015), 246f und Desan (2015), Anm. 10.

85 Vgl. dazu Desan (2015), Anm. 10 und Anm.11. Im Jahr 1578, während sich der Druck der ersten Edition von *Les Essais* der Fertigstellung zuneigte, erschien eine erweiterte Ausgabe der *Mémoires de Charles IX* (erstmalig erschienen 1577). Bereits die erste Edition von 1577 der *Mémoires de Charles IX* hatte La Boéties *Discours de la servitude volontaire* enthalten, doch der Band und diese Schrift hatten damals nur wenig Resonanz hervorgerufen. Anders nun 1578, als das diffizile politische Klima ein breites Echo auf die Neuauflage auslöste, so dass im Mai 1579, auf Betreiben des *Parlement* von Bordeaux, auf der Place de l'Ombrière in Bordeaux ein Autodafé stattfand, bei der das Werk *Mémoires de l'État de France* verbrannt wurde. Folglich war es Montaigne unmöglich geworden, die öffentlich gebrandmarkte Schrift seines Freundes in *Les Essais* aufzunehmen und er entschied sich deshalb anstatt dessen für die Aufnahme von La Boéties 29 Sonetten.

86 Vgl. Bardyn (2015), 149–157.

87 Ebd.

88 Ab 1578 hatte Montaigne mit Corisande wahrscheinlich ein Liebesverhältnis unterhalten, bis diese 1583 zur Mätresse Heinrichs von Navarra wurde. Vgl. Bardyn (2015), 296–297, 372. In seiner Widmung an Corisande in I,28 weist Montaigne darauf hin, dass ihr Privatsekretär Cyprien de Poyferré (1535–1594) ihm dankenswerterweise die aufgefundenen Texte der Sonette La Boéties habe zukommen lassen. Vgl. dazu erneut Montaigne (2007i): *Vingt-neuf sonnets de La Boétie* (I,28), 202, sowie Bardyn (2015), 301.

89 Bardyn (2015), 132–140. La Boétie hatte diese Sonette Marguerite de Laval (geb. um 1523) gewidmet, in die er verliebt war, die allerdings letztlich Jean Dorat heiratete. Aufgrund der offenen Rivalität zwischen ihm und Dorat fiel La Boétie bei Hofe in Ungnade, und auch aus dem Kreis der *Pléiade*-Dichter, mit denen er vor dem Konflikt befreundet war, wurde er ausgeschlossen. Dorat war schließlich Lehrmeister u.a. Ronsards und Du Bellays. Aus jenem Kreis sollte allein Jean-Antoine de Baïf (1532–1589) noch die Freundschaft zu La Boétie aufrechterhalten.

90 Vgl. dazu Montaigne (2007i): *Vingt-neuf sonnets de La Boétie* (I,28), 202, sowie Desan (2018a), 555.

manifestierte. Ein weiteres und zudem ebenfalls materielles Indiz hierfür besteht darin, dass Montaigne einen Großteil der Bücher des Verstorbenen erbte, woraufhin er sie in seiner bereits erwähnten und in III,3 beschriebenen Rundbibliothek im dritten Stock seines Turms zu seinen eigenen Buchbänden gesellte.<sup>91</sup> Damit nicht genug, wird die Bedeutung, die Montaigne dem Verstorbenen auch posthum beimaß, anhand einer lateinischen Inschrift evident, die er auf der bereits erwähnten Rundbibliothek anbrachte.<sup>92</sup> Sie ist mittlerweile nicht mehr sichtbar und war vermutlich auf dem Zierstreifen aufgemalt, der sich oberhalb der Regale des Mobiliars befand.<sup>93</sup> In französischer Übersetzung lautet sie wie folgt:<sup>94</sup>

Michel de Montaigne, privé de l'ami le plus tendre, le plus cher et le plus intime, du compagnon le meilleur, le plus savant, le plus agréable et le plus parfait qu'ait vu notre siècle, voulant consacrer le souvenir du mutuel amour qui les unissait l'un à l'autre par témoignage particulier de sa reconnaissance et ne pouvant le faire d'une manière plus expressive, a voué à cette mémoire tout ce savant appareil d'études, qui fait ses délices.

Nicht weniger als ein Bibliotheksdenkmal setzte Montaigne also dem verstorbenen Freund, den die hyperbolische Aneinanderreihung von Superlativen als Gefährten ausweist, mit dem ihn eine auf *mutuel amour* und damit erwiderten Gefühlen beruhende Freundschaft verbunden habe. Diesem verstorbenen Seelengefährten eignet Montaigne seine Bibliothek zu, doch ist sie hier nicht nur Mobiliar und dazugehöriger Bibliotheksraum – beides zusammen meinte Montaigne nämlich mit *librairie* –, sondern er bezeichnet sie als *savant appareil d'études*, als »gelehrten Studienapparat«. Damit ist folglich nicht nur die *librairie* gemeint, die sowohl die Buchregale selbst als auch die Bibliotheksstube im dritten Stock des Rundturmes umfasste und die Montaigne in III,3 beschrieben hat.<sup>95</sup> Sie geht vielmehr über die materielle Beschaffenheit hinaus, da es sich bei der *librairie* hier auch um einen geistigen Raum handelt, in dem ein Dialog mit dem Verstorbenen möglich ist. Denn entgegen dem dort vorgegebenen, so pragmatischen wie nonchalanten Gebrauch, den Montaigne als seinen Haushalt überwachender Gutsherr von der Räumlichkeit selbst sowie von den dort befindlichen Büchern angeblich zu machen pflegte,<sup>96</sup> wies er mittels dieser Inschrift der Bibliothek eine generative Funktion zu: Im Angedenken an den verstorbenen Étienne de La Boétie avancieren der

91 »Rappelons en effet que La Boétie avait légué sa propre bibliothèque à son ami, « la mort entre les dents ». Sur le millier de volumes possédé par Montaigne, quelques centaines devaient venir du défunt.« Vgl. Bardin (2015), 236–237. Es spricht für Montaignes Abneigung gegen die Jurisprudenz, dass die juristischen Fachbücher La Boéties nicht ihm vererbt wurden, sondern dessen Cousin. Vgl. dazu Desan (2018d), 203.

92 »Il existait en outre une inscription, probablement peinte, sur la frise décorant le haut du meuble de la bibliothèque elle-même, et dédiée à Étienne de La Boétie.« Bardin (2015), 236.

93 Ebd.

94 Zitat aus Bonnefon (1893), 147, zitiert nach Bardin (2015), 236.

95 Vgl. erneut Montaigne (2007y): *Des trois commerces* (III,3), 869–870.

96 Ebd.

Raum, die Regale, die Bücher und ihr Inhalt zu Rädern eines intellektuellen Gesamttriebes, das als gelehrter Studienapparat kein statisches Monument für den Freund sein konnte und sollte, sondern Montaigne zu wachsender Gelehrsamkeit gereichte.

Als Begründung für diese Zueignung führt Montaigne aus, dass er keine nachdrücklichere Möglichkeit als diese gesehen habe, ihrer gegenseitigen Zuneigung – Montaigne spricht von Liebe – ein Zeichen zu setzen. Was diese Widmung an La Boétie angeht, so zeigt Alain Legros in seinem Beitrag *La Boétie pour Montaigne: du confrère bien-aimé à l'ami de papier*, bis zu welchem Grad sie tatsächlich auch etymologisch einem Monument gleichkommt.<sup>97</sup> Ich möchte dennoch erneut auf die *librairie* zurückkommen, um ihre Bedeutung als konkreter und immaterieller Raum zu beleuchten, und zwar einerseits für La Boétie und andererseits für Montaigne. Der Gang in seine *librairie* bedeutete für Montaigne den Zutritt zu einem privilegierten, nur ihm zugänglichen Raum, in dem er sich dem Dialog mit sich selbst und mit La Boétie hingeben konnte.<sup>98</sup> Ein Dialog auch mit den antiken Autoren, die er las und deren Aphorismen ihn in Form der eingebrannten Zitate an den Deckenbalken umringten, Dialog jedoch auch in Form einer Fortführung der anregenden Gespräche mit dem verstorbenen Freund. In diesem Kontext ist nochmals auf die *arrière-boutique* zurückzukommen, die Montaigne in seinem *essai* »Über die Einsamkeit« (I,38) als Metapher entwickelt:<sup>99</sup>

Il faut avoir femmes, enfants, biens et surtout santé qui peut, mais non pas s'y attacher en manière que notre bonheur en dépende. Il faut se réserver une *arrière-boutique* toute nôtre [Herv. d. Verf.], toute franche, en laquelle nous établissons notre vraie liberté et principale retraite et solitude. En cette-ci faut-il prendre notre ordinaire entretien, de nous à nous-même, et si privé que nulle accointance ou communication de chose étrangère y trouve place [...].

Dieses Bild eines geschützten Raumes, in dem alles seinen Platz findet und der zur inneren Einkehr, Reflexion sowie zum Selbstgespräch bestimmt ist, geht auf antike wie biblische Vorbilder zurück, wie sie etwa im Alten Testament als *fons* und damit »innerer Brunnen« zu finden sind, und wurde von den Humanisten übernommen, die beispielsweise von *arx animi*, also einer inneren Festung, sprachen.<sup>100</sup> Allerdings elaborierte Montaigne in I,38 mit der *arrière-boutique* ein ungleich praktischeres Bild dieser vormaligen Konzepte, denn sein »Hinterzimmer« bezieht sich auf die Welt des Handels und evoziert einen verborgenen Raum innerhalb eines von Kundschaft frequentierten Geschäfts – ein Raum allerdings, dessen Tür hin zu den Verkaufsräumen offen bleibt und somit keinen hermetischen Rückzug von der Welt in sich selbst bedeutet.<sup>101</sup> Wie deutlich wurde, hatte das 1571 geleistete Gelöbnis zum Rückzug nichts mit äußerlicher Weltabgewandtheit zu tun, und doch zeigte es, vor dem Hintergrund dieser Konzeption des kontemplativen

97 Vgl. dazu und zum Folgenden Legros (2012).

98 »La bibliothèque symbolise donc un moment fondateur aux yeux de Montaigne, un espace privilégié où il pourra livrer commerce avec les Anciens par le truchement des livres.« Desan (218e), 203.

99 Montaigne (2007j): *De la solitude* (I,38), 245. Vgl. dazu Jouanna (2017), 129, und Sozzi (2018).

100 Sozzi (2018), 125.

101 Vgl. ebd.

Innenraumes, einen radikalen Bezug auf sich selbst an. Gemeint ist damit keine selbstverliebte Nabelschau, vielmehr ging es Montaigne um das systematische Aufdecken, ja Goutieren eines stets neuen, fluktuierenden Ichs im beständigen Dialog mit sich selbst. Das allerdings lief im Verborgenen ab und war somit selbst dann aktiv, wenn er ›im Außen‹ öffentlichkeitsbezogenen Tätigkeiten nachging.

Indem er nun dem verstorbenen La Boétie seine Bibliothek weihte – und zwar, wie festgestellt, als gesamten Bibliotheksraum –, lud er ihn mit in diesen gleichzeitig konkreten sowie übertragenen, inneren Raum des Dialogs ein. Folglich scheint es so, als sei Montaigne den Bitten seines im Sterben liegenden Seelengefährten nachgekommen, der ihn in seiner Sterbestunde bat, er möge ihm ›einen Platz einräumen‹<sup>102, 103</sup>

Mon frère, me dit-il, tenez-vous auprès de moi, s'il vous plaît. Et puis, ou sentant les pointes de la mort plus pressantes [...] il prit une voix plus éclatante et plus forte, et donnaient des tours à son lit, avec tout plein de violence : [...] Lors, entre autres choses, il se prit à me prier et reprier avec extrême affection, de lui donner une place : de sorte que j'eus peur que son jugement fût ébranlé. Même que lui ayant bien doucement remontré qu'il se laissait emporter au mal, et que ces mots n'étaient pas d'homme bien rassis, il ne se rendit point au premier coup, et redoubla encore plus fort : Mon frère, mon frère, me refusez-vous donc une place ? Jusqu'à ce qu'il me contraignît de le convaincre par raison, et de lui dire, que puisqu'il respirait et parlait, et qu'il avait corps, il avait par conséquent un lieu. Voire, voire [c'est vrai], me répondit-il, j'en ai, mais ce n'est pas celui qu'il me faut : et puis quand tout est dit, je n'ai plus d'être. – Dieu vous en donnera un meilleur bientôt, lui fis-je. Y fussé-je déjà mon frère, me répondit-il ; il y a trois jours que j'ahane de partir.

In seinen letzten Stunden bat also der äußerst unruhige Sterbende mehrfach darum, Montaigne möge ›ihm einen Platz geben‹, und er flehte ihn diesbezüglich sogar lautstark an. Aus einer gewissen Überforderung heraus handelnd, entgegnete der konsternierte Montaigne zunächst, dass er, La Boétie, ja einen Platz habe, solange er atme und spreche, denn er habe seinen Körper. Doch La Boétie antwortete, er wünsche einen anderen Körper, denn er mühe sich bereits drei Tage ab, zu gehen, und wenn alles gesagt sei, habe er keinen Beweggrund mehr, zu existieren. Sodann blieb Montaigne bis zum Tod des Freundes bei ihm, der laut dem Text nur wenige Stunden nach diesem Wortwechsel verstarb.<sup>104</sup> Wichtig in diesem Kontext ist auch, dass La Boétie Montaigne als *frère*, also als seinen Bruder, bezeichnete.

Bei *Lettre à son père sur la mort d'Étienne de La Boétie* handelt es sich um einen komplexen Text: Erstens wurde der Brief lediglich als Ausschnitt in *Ménagerie de Xenophon* veröffentlicht,<sup>105</sup> zweitens ist er auf dem Titelblatt nicht als Brief ausgewiesen, son-

102 Vgl. zu diesem Gedankengang Bardyn (2015), 237.

103 Der Text stammt aus der kommentierten Ausgabe des Gesamttextes, hier von Jean-Michel Delacomptée, siehe Montaigne (2012), 86–88.

104 Vgl. ebd.

105 Vgl. dazu Desan (2018c), 1078, sowie Desan (2014), 137f. Montaigne hatte den Beginn des Briefes vor der Publikation gekürzt, weshalb er unmittelbar und ohne Anrede beginnt.

dern als Bericht Montaignes, der als objektiver *relator* das Sterben des Freundes kolportiere.<sup>106</sup> Allerdings liegt kein *discours* Montaignes vor, denn selbst kommt er gar nicht zu Wort, sondern vielmehr wird der *discours* La Boéties – das heißt in diesem Fall dessen letzten Worte – wiedergegeben.<sup>107</sup> Indes hat Montaigne ebendiese Wiedergabe der Worte des Sterbenden stark elaboriert, und das gilt für die gesamte Darstellung der Agonie La Boéties, die sich in der Tradition antiker Stilisierungen heroisch Sterbender situieren lässt.<sup>108</sup> Die Forschungshypothesen deuten hier darauf hin, dass Montaigne es sich offensichtlich zum Ziel gesetzt hatte, das Ableben seines Freundes als einen außergewöhnlichen, da nach stoischem Ideal durchlebten Tod darzustellen<sup>109</sup> – wobei Philippe Desan trocken bemerkt, dass an La Boéties Ableben nichts Besonders gewesen sei.<sup>110</sup> Mit *Lettre à son père* entstand somit eine hybride Schrift, die sich laut Claude Blum zwischen den seit dem Mittelalter populären ›Anleitungen zum guten Sterben‹ der *Ars moriendi* einerseits und zwei weiteren Textsorten andererseits situieren lässt, nämlich der Beschreibung von Sterberitualen sowie dem Sterbebericht (*récit d'agonie*), wobei Letzterer eine Gattung darstelle, die Grabrede (*oraison funèbre*) und Trostepistel (*épître consolatrice*) vereine.<sup>111</sup>

Jedenfalls gilt der Forschung Montaignes *Lettre à son père* als Vorstufe zu *Les Essais*, manchen sogar als eigenständiges *essai*.<sup>112</sup> Jean-Michel Delacomptée, der die Schrift 2012 in einer kritisch kommentierten Ausgabe herausbrachte, stellt fest, dass Montaigne hier am Ende des Werks erstmals La Boétie selbst sprechen lässt, womit er dem Wunsch des Freundes, ihm ›einen Platz einzuräumen‹ sogar im doppelten Sinne nachgekommen sei.<sup>113</sup> Denn Montaigne habe La Boétie an jener Stelle in *Lettre à son père* ebenso einen Platz zugewiesen wie durch die Tatsache, dass er dessen Werke posthum publizierte habe.<sup>114</sup> Dies bestätigen auch Philippe Desans Bemerkungen, der darauf hinweist dass La Boétie in der Tat jenen Platz, den er auf dem Sterbebett einforderte, durch seine in direkter Rede wiedergegebenen Worte in *Lettre à son père* innerhalb des Textes selbst habe einnehmen können.<sup>115</sup> Um diesen Aspekt noch facettenreicher zu diskutieren, muss erwähnt werden, dass *Les Essais* von manchen Forschungsstimmen – namentlich von Jean-Michel Delacomptée – selbst als eine Art textuelles ›Mausoleum‹ für La Boétie gesehen werden:<sup>116</sup> Montaigne habe ein solches dem Freund durch und in Text erbaut, und zwar als Substitution für dessen dahingeschiedenen Körper, der

106 Vgl. Desan (2014), 137f.

107 »On s'arrêta plus particulièrement sur l'emploi du mot « discours » dans la mesure où cet extrait de lettre est avant tout constitué d'une série de discours, non de Montaigne, mais bien de La Boétie [...].« Desan (2014), 137; vgl. dazu auch Desan (2018c), 1079.

108 Vgl. Desan (2018c), 1078–1079.

109 Ebd.

110 »Il [Montaigne] se donne pour tâche de décrire les « particularités » de cette mort qu'il aimerait hors du commun, mais qui paraît finalement assez ordinaire.« Desan (2014), 137.

111 Vgl. Blum 1988, zitiert nach Desan (2018c), 1079.

112 Ebd.

113 Montaigne (2012), 86.

114 Ebd.

115 »Tant que La Boétie parlait, il occupait incontestablement cette « place » réclamée à Montaigne. La Boétie ne pouvait avoir d'existence que par le truchement de la parole, celle que Montaigne lui donna dans le texte imprimé de la lettre sur la mort de son ami.« Vgl. Desan (2014), 141.

116 Vgl. Montaigne (2012), 87.

ihm keinen materiellen Platz mehr zu geben vermochte – während die Materialität von Buchdeckeln sowie auf Papierseiten gepressten Lettern dies nach seinem Tod für den Dahingeschiedenen leisten sollten.<sup>117</sup> Somit erfolgte mit *Les Essais* nochmals eine Denkmalsetzung für den Verstorbenen – und zwar neben der Widmung von Bibliothek und Bibliotheksraum an den Freund wie auch neben der Nennung La Boéties im Text von *Lettre à son père* selbst.

Montaigne hatte mit seiner 1569 publizierten *Théologie naturelle* seine erste und einzige große Übersetzungsarbeit geleistet, die er übrigens in der dem Werk vorangestellten Widmung an den Vater auf dessen Todestag datierte, obgleich das Werk erst nach dessen Ableben erschien.<sup>118</sup> Somit kann diese Übersetzung als ein erster vollendeter Schritt zur persönlichen und schriftstellerischen Reife gelesen werden, wobei der Eintritt Montaignes in die literarische Welt – obgleich er damals noch nichts von einem Essayisten hatte, wie Philippe Desan pointiert feststellt<sup>119</sup> – mit der Veröffentlichung von *Lettre à son père* 1571 erfolgte und Montaigne mit seiner Übersetzung noch nicht zu einer eigenständigen Stimme im Rahmen einer unabhängigen Schriftproduktion gefunden hatte.<sup>120</sup> *Lettre à son père* gilt als erste ›literarische‹ Produktion Montaignes, obgleich der Text sich mehr zwischen Zeugenbericht und einer Kontribution zur *Ars moriendi* bewegt, als dass er als eigenständige Reflexion zu gelten vermag.<sup>121</sup>

François Rigolot betont, dass das Ableben des Freundes beziehungsweise des *père d'alliance*, so betrüblich dieser Verlust auch jeweils war, sowohl für Montaigne als auch für Marie de Gournay die Möglichkeit eröffnet habe, sich als eigenständig Schreibende einen Namen zu machen.<sup>122</sup> Vor diesem Hintergrund wirkte Trauer für Montaigne und für Marie de Gournay als maßgeblicher Anstoß für die eigene Selbststilisierung und ihre literarische Produktion.

### 3.2.3 *Misérable orphelinage!* Marie de Gournay, Montaignes Waisenkind

Der durch Montaignes Tod erlittene Verlust erweist sich insbesondere ab jenem Moment für Marie de Gournay als entscheidender Antrieb, ab dem sie zur Herausgeberin von *Les Essais* wird, betont Lawrence D. Kritzman.<sup>123</sup> Demnach fungierte Montaigne für sie als Objekt der Trauer und der Zuneigung, wobei diese als ideal gedachte Verbindung lediglich aus der Absenz Montaignes und dem daraus resultierenden Zustand der Deprivation ihre Vollkommenheit bezogen habe. Doch Kritzmans These findet sich bereits vor dem

117 Ebd.

118 Vgl. Bardin (2015), 218, der in dieser Datierung ein ›Augenzwinkern‹ Montaignes sieht; vgl. außerdem Habert (2018), 1833.

119 Desan (2018c), 1080.

120 Habert (2018), 1833.

121 Desan (2018c), 1078.

122 »Et la mort de l'ami, si pénible soit-elle, leur sert, à l'un comme à l'autre, à se forger une identité respectable d'écrivain dans le grand théâtre du monde.« Rigolot (1991), 64.

123 »Marie de Gournay's role as textual editor of the Montaignian corpus is clearly associated with a process of mourning that sustains itself through a cathartic relationship to the lost object. Ironically, the plenitude of affection can only be realized phantasmically since the ideal union only comes into being because of a feeling of deprivation.« Kritzman (2009), 127.

einschneidenden Ereignis des Todes Montaignes bestätigt: Trauer spielte eine geradezu katalytische Rolle für Marie de Gournay, noch bevor das Ableben Montaignes tatsächlich eintrat. Nachdem die Meldung über seinen vermeintlichen Tod sie in tiefe Trauer gestürzt, sich dann aber als falsch herausgestellt hatte, motivierte diese glückliche Wendung wohl ihre für die damalige Zeit recht gewagte Kontaktaufnahme vor dem ersten Treffen im Jahr 1588.<sup>124</sup> Drohender und tatsächlicher Verlust blieben folglich auch im Anschluss an dieses erste, geglückte Treffen für Marie de Gournay präsent, das heißt auch während der Zeit vor dem Ableben Montaignes. Denn sie und er trafen sich, wie bereits an anderer Stelle verdeutlicht wurde, lediglich im Laufe des Jahres 1588 einige Male und danach nie wieder. Als eine Art »stellvertretende« Relationen für den intellektuellen Austausch mit ihrem *père d'alliance* galten Marie die Korrespondenz und die Freundschaften mit Pierre de Brach sowie insbesondere mit Justus Lipsius – beide sollte sie im Vorwort der ersten posthumen Edition von 1595 nennen. Insbesondere zu Lipsius unterhielt sie eine geradezu ehrerbietende Beziehung – schließlich war er es, der sie erstmals durch die Nennung in seiner Korrespondenz auch außerhalb Frankreichs bekannt machen sollte.<sup>125</sup> Dabei darf allerdings nicht unerwähnt bleiben, dass er sich Jahrzehnte später enttäuscht über sie äußern und ihre Beziehung merklich abkühlen sollte.

Etwas einen Monat bevor sie die Nachricht über den Tod Montaignes erreichte, hatte Marie de Gournay die Abwesenheit ihres geistigen Vaters in ihrem Leben beklagt, und zwar in einem just an jenen Lipsius gerichteten Brief vom 25. April 1593.<sup>126</sup>

Certes le désespéré malheur de ce temps s'oppose trop à la progression de mon âme novice s'opiniâtrant à la priver de la très heureuse et salutaire présence de mon père, dont je ne fus jamais en possession que deux ou trois mois seulement, misérable orphelinage !

Anhand dieses Briefes wird im Folgenden nachvollzogen, dass sich in Marie de Gournays Darstellungen in Bezug auf Montaigne die semantischen Felder um Trauer, geistiger Vater- beziehungsweise Tochterschaft und Freundschaft einander überschneiden. Hier nun zunächst mit dem Ausruf einer ach so »erbärmliche[n] Waisenschaft« (*misérable orphelinage!*) betrauert sie jene viel zu kurzen, nun vergangenen zwei bis drei Monate, die Montaigne 1588 in Gournay-sur-Aronde weilte – eine Zeit, in der sie sich der Gegenwart ihres geistigen Vaters (*mon père*) vollkommen versichern durfte. Auf diese von Marie

124 Vgl. zu dieser Falschmeldung Bardyn (2015), 426–427. Vgl. außerdem den Kommentar von Bakewell (2011), 293: »Marie de Gournay boldly sent Montaigne an invitation to call on her family: an unorthodox thing for a young woman of her position to do, to a man of superior class and age who was currently the talk of the town. Evidently charmed by her chutzpah, and never the man to resist flattery from a young woman, Montaigne accepted the invitation and called on her the next day.«

125 »C'est par vous qu'on me connaît et m'estime parmi les patriotes et les étrangers et s'il n'y a point de qualités en moi qui me puissent faire mériter cela, si ce n'est l'estime que je sais faire de vous. Quand me rendrai-je digne de vos témoignages ?« Gournay (2002e): *Lettre de Marie de Gournay à Juste Lipse (25 avril 1593)*, 1934, 1376–1377.

126 Ebd., 1934. Der Brief Marie de Gournays ist als Antwort verfasst worden auf das von Lipsius an sie ergangene Schreiben vom 30. September 1588, adressiert an »Mariae Cornacensi, Virgini nobili«. Vgl. Gournay (2002d): *Lettre de Juste Lipse à Marie de Gournay (30 septembre 1588)*.



de Gournay empfundene ›Waisenschaft‹ wird im Kontext des Ablebens Montaignes und der lebensweltlichen Konsequenzen für sie noch zurückzukommen sein. Zunächst aber weiß sie nichts vom Ableben Montaignes, worauf der Umstand hindeutet, dass sie sich zum Abfassungszeitpunkt eines Schreibens an Lipsius im September 1588 beklagt, von ihrem ›Vater‹ Montaigne bereits sechs Monate nichts mehr gehört zu haben.<sup>127</sup>

Que je sache aussi s'il y a longtemps que vous n'eûtes de lettres de mon père : il y a bien six mois que je n'en ai reçues. Si elles tardent plus guère à venir, j'y manderai messenger exprès.

Gerade vor dem Hintergrund dieser noch fehlenden Information über das Ableben Montaignes sind die zahlreichen Verweise auf den Verlust der Anwesenheit ihres ›Vaters‹ auffällig, die sie bereits zu jenem Zeitpunkt im Frühjahr 1593 ebenso stark empfand, wie sie später seinen tatsächlichen Tod betrauern sollte – einen Tod, den sie vielleicht vorausahnte, in diesem Schreiben aber noch nicht zu verbalisieren wagte. Jedenfalls soll als biographischer Hintergrund dieser Ausführungen daran erinnert sein, dass Marie de Gournay de facto tatsächlich zu jenem Zeitpunkt, als der Brief vom April 1593 entstand, vater- und mutterlos war. Allerdings wurde der Kontaktabbruch zwischen ihr und Montaigne von Marie de Gournay wohl schmerzlicher empfunden als der Verlust der leiblichen Mutter beziehungsweise als ihre tatsächliche Waisenschaft.<sup>128</sup> Dass dieser Zustand nämlich nicht nur Vaterlosigkeit bedeutete, sondern zugleich die Abwesenheit vollkommener Freundschaft, wird deutlich, wenn Marie de Gournay sich nun in der dritten Person an Lipsius und an Montaigne wendet:<sup>129</sup>

[O]utre cet inconvénient, je ne dis point à Lipsius ni au protecteur des *Essais* combien il est grief d'être privée depuis tantôt cinq ans d'un tel ami, et encore pour une âme si tendre et si pathétique que la mienne ! combien coûte-t-il de resserrer si longuement tant de choses qui ne sont propres qu'à l'oreille d'un ami ? tant de conceptions à communiquer qui ne sont que de la capacité de celui-là (*le déplaisir de les réprimer n'est guère moindre que celui d'une femme grosse que l'on coentrainerait par force de retenir l'enfant outre son terme*) [Herv. d. Verf.] ?

Seit fünf Jahren müsse sie einen solchen Freund entbehren.<sup>130</sup> Trauer und Wehklage (*grief*) werden mit dem Freund in Verbindung gebracht, wobei herausragend und ins-

127 Gournay (2002e): *Lettre de Marie de Gournay à Juste Lipse (25 avril 1593)*, 1934.

128 Immer wieder beklagt sie den Verlust Montaignes und stellt die rhetorischen Frage, ob es ein größeres Unglück gebe als das ihre, das ihr auch jene Person entreiße – gemeint ist natürlich Montaigne – und damit auch Weisheit und Gelehrsamkeit als jene einzigen Vorzüge, die Gott dem Menschen zugestanden habe: »Si faut-il que je te chasse à quelque prix que ce soit. [N'eût-il] jamais un malheur pareil au mien ? Il dédaignerait de s'amuser à m'ôter si peu de chose que mes biens et le repos public et particulier, s'il ne m'arrachait (détournant ce personnage de moi) les parcelles du seul avantage que Dieu soit réservé par-dessus les hommes, la sagesse et l'entendement.« Gournay (2002<sup>e</sup>): *Lettre de Marie de Gournay à Juste Lipse (25 avril 1593)*, 1934.

129 Ebd.

130 1593 waren fünf Jahre seit dem ersten Zusammentreffen zwischen ihr und jenem hier als ›Beschützer‹ von *Les Essais* bezeichneten Montaigne vergangen.

besondere für den Fokus dieser Arbeit geradezu frappierend die von Marie de Gournay hier entwickelte Metapher des im Mutterleib zurückgehaltenen Kindes ist: All jene Gesprächsthemen und mitteilungswürdigen Inhalte, die lediglich für die Ohren eines Freund gedacht seien – gemeint ist natürlich Montaigne –, habe sie, Marie de Gournay, zurückhalten müssen, da allein jener die Fähigkeiten besitze, sie zu begreifen. Der sich hieraus ergebende Schmerz komme der Forderung an eine schwangere Frau gleich, ihr ungeborenes Kind über das Geburtsdatum hinaus erzwungenermaßen davon abzuhalten, ihren Körper zu verlassen. Bereits 1593 und noch vor dem Moment, an dem ihr das Ableben Montaignes kundgetan wurde, näherte Marie de Gournay also über das hier entwickelte Bild der Mutterschaft sich ihrer späteren selbstdesignierten Rolle an, und zwar jener als ›Mutter‹ geistiger Kinder, indem sie sich als mit Gesprächsthemen schwanger Gehende zeichnet: Montaigne vermochte, so heißt es hier, als einziger Freund, sie von dieser Gedankenlast zu ›entbinden‹ – Gedanken, die Früchte getrieben haben und auf die Konversation mit ihm warten, also keine Leibesfrucht sind, sondern Frucht des Geistes.<sup>131</sup> Dabei handelt es sich folglich um ein ›unnatürlich‹ erzeugtes geistiges Kind, denn es steht für all jene ihrer in Abwesenheit Montaignes geistig erzeugten Gedankengänge, die nicht ausgesprochen und somit ›geboren‹ werden können, solange Montaigne und damit der einzige Mensch, der sie in Empfang nehmen und adäquat beurteilen kann, nicht bei ihr weilt.

Dies erinnert wiederum an jene wortwörtlich von seinem Geist geborenen »monstres fantasques«, die Montaigne gemäß seiner Ausführung in »Vom Müßiggang« (I,8) einem breiteren Leserkreis offerierte, wobei er allerdings lediglich dem Seelenfreund La Boétie zugestand, diese auch gänzlich erfassen zu können.<sup>132</sup> Jedenfalls sind die weiteren Ausführungen Marie de Gournays in ihrem Schreiben vom April 1593 vom Grundtenor des drohenden Verlustes des Freundes geprägt, denn sie verweist auf die ›Halbwertszeit‹ ihrer Freundschaft zu Montaigne sowie auf das nahende Lebensende des nun als ›perfekter Freund‹ Apostrophierten.<sup>133</sup>

[T]ant de conseil à recevoir, tant de consolations, de discours et de remontrances ? Enfin celui qui peut porter en patience l'absence d'un parfait ami, je trouve qu'il est une bête ou un dieu. De ma part il ne m'est pas possible d'en connaître la présence et d'en patienter l'absence : et combien moins je vous prie étant en tel âge où je ne le puis perdre un an (moi misérable), que je ne le perde peut-être la moitié de ce qui lui reste à vivre !

Es wird noch ersichtlich werden, dass eine ganz ähnliche Argumentation, die auf den Altersunterschied zwischen ihm, Montaigne, und seiner *fille d'alliance* abhebt, sich im *essai* »Von der Überheblichkeit« (II,17) wiederfindet.<sup>134</sup> In ihrem Brief an Lipsius übt Marie de Gournay trotz der aufgezeigten aufrichtigen Bezeugung tiefer freundschaftlicher Gefühle für Montaigne Kritik an *Les Essais*, auch wenn diese dann unmittelbar durch hyper-

131 Vgl. Montaigne (2007l): *Apologie de Raimond Sebond* (II,12), 588, sowie zu dieser Stelle Bardyn (2015), 27. Auf sie wird noch zurückzukommen sein.

132 Vgl. Montaigne (2007p): *De l'oisiveté* (I,8), 55.

133 Gournay (2002e): *Lettre de Marie de Gournay à Juste Lipse (25 avril 1593)*, 1934.

134 Vgl. Montaigne (2007s): *De la présomption* (II,17), 701.

bolische Lobesausführungen aufgehoben wird.<sup>135</sup> Im Übrigen verschränken sich Schriftproduktion und persönliche Verbindung an jener Stelle im Brief, in der Marie de Gournay Lipsius ankündigt, sie habe bei dem Pariser Druckleger Sonnius eine Schrift zur Veröffentlichung auf den Weg gebracht, die sie und ihren Vater betreffe. Es handelt sich dabei um »un petit traité sur l'alliance de mon père et de moi«, der aber niemals veröffentlicht oder zumindest als Quelle nicht überliefert worden ist.<sup>136</sup>

Wie gezeigt, spielte bei Montaigne ebenfalls tiefe Trauer eine entscheidende Rolle, wandelte er doch die Verlusterfahrung im Hinblick auf La Boétie letztlich mit der Schreibpraxis, deren Ergebnis *Les Essais* waren, in einen produktiven Motor literarischer Produktion um: Er schrieb sein Werk auch aus dem maßgeblichen Beweggrund, den Verlust des Freundes zu verarbeiten, wobei dieser Verarbeitungsmechanismus ihn zum fortwährenden, nur durch den eigenen Tod abschließbaren Dialog mit sich selbst führte. Doch sind Verlusterfahrung und Gefühle der Deprivation und Trauer nicht nur in der *alliance* zwischen La Boétie und Montaigne geradezu als Motor literarischer Produktion zu sehen, sondern auch gerade in jener zwischen Montaigne und seiner ›Tochter‹. Nachdem Marie de Gournay des tatsächlichen Ablebens ihres ›Vaters‹ Montaigne gewahr wurde, setzte ein Prozess der umwälzenden Trauerbewältigung und letztendlichen Reifung zur Herausgeberin und Schriftstellerin ein.

### 3.2.4 *Je suis son sépulchre*: Die nekrologische Verwandlung der *filie d'alliance*

Die Freundschaft zwischen Montaigne und La Boétie ist maßgeblich für das Verständnis der Rolle Marie de Gournays als Hüterin und Verwalterin des geistigen Nachlasses Montaignes, und auch was Trauer anbelangt, sollte sie sich ganz bewusst mit dieser geradezu heiligen Freundschaft vergleichen. So schreibt sie, um sich in eine Kontinuitätslinie mit Montaigne und La Boétie zu stellen, im ›langen‹ Vorwort zu *Les Essais*:<sup>137</sup>

Il [Montaigne] ne m'a duré que quatre ans, non plus qu'à lui La Boétie. Serait-ce que la fortune par pitié des autres hommes eût limité telles amitiés à ce terme, afin que le

135 Gournay (2002e): *Lettre de Marie de Gournay à Juste Lipse (25 avril 1593)*, 1934–1935: »Pardonnez-moi ces ennuyeux discours; je les dois laisser pour vous prier de me dire ce que vous avez jugé des derniers *Essais*. Je voudrais qu'ils se fussent rendus plus clairs en quelques lieux, et qu'en quelques autres ils n'eussent pas dit si brusquement des choses de dangereuse interprétation si elles ne sont à plein éclaircies. J'entends bien qu'ils se sont contentés de l'intelligence des sages seulement et ne les plus accuser d'avoir méprisé celle des ignorants, puisqu'aussi bien ne les put on servir sans se faire tort. Mais il fallait avoir égard aux esprits qui ont la volonté bonne et les forces médiocres. Ce livre n'est pas l'entretien des apprentis: il s'appelle la leçon des maîtres. C'est le bréviaire des demi-dieux, le contre-poison d'erreur, le hors de page des âmes [...].«

136 Ebd., 1933. Auch wenn dieser Text niemals unter einem solchen Titel veröffentlicht wurde, diene er aber sehr wahrscheinlich als Nukleus für die Schrift *Que les grands esprits et les gens de bien se cherchent*. Vgl. dazu ebd., 1933, Anm. E, sowie Gournay (2002p): *Que les grands esprits et les gens de bien se cherchent*, 890, Anm. A; außerdem Fogel (2004), 97.

137 Gournay (2002h): *Préface* »longue«, 280, Anm. D. Vgl. dazu Magnien (2018a), 1030: »Or, la chose est avérée, c'est pour la première fois au printemps 1588, à Paris, que Marie de Gournay a rencontré Montaigne.«

mépris d'une fruition si courte les gardât de s'engager aux douleurs qu'il faut souffrir de la privation ?

Auf ebenjene Weise, in der La Boétie ihm lediglich insgesamt vier Jahre erhalten geblieben sei, habe umgekehrt auch sie lediglich vier Jahre in den Genuss der Freundschaft Montaignes kommen können. Wenn auch die Symmetrie dieser Kalkulation vermuten lässt, dass Marie de Gournay aus Gründen der Selbststilisierung gewollt konstruierend vorgegangen ist,<sup>138</sup> so ist die exakte Dauer beider Verbindungen für den vorliegenden Fokus nicht von Belang, und es sei zudem nur als Randnotiz erwähnt, dass La Boétie Waise war und hierin sein Lebensweg mit jenem Marie de Gournays übereinstimmte.<sup>139</sup> Vielmehr verweist diese Parallelsetzung auf einen Aspekt, der bisher in der Forschungsliteratur nur marginal weiterverfolgt worden ist:<sup>140</sup> Marie de Gournay verglich sich nicht nur in der Qualität ihrer Relation zu Montaigne mit dessen Freundschaft zu La Boétie und stilisierte sich folglich als eine jenem ebenbürtige Freundin für Montaigne, sondern darüber hinaus sorgte Montaigne in einer Art und Weise für das posthume geistige Erbe seines Freundes, die letztendlich für Marie de Gournay maßgeblich werden sollte, wenn es um die Weitergabe von *Les Essais* sowie ihres eigenen Werks, *Les Advis*, an die Nachwelt ging. Auf diese Weise elaborierte sie als rhetorische Strategie einen von François Rigolot als solchen bezeichneten ›Freundschaftsdiskurs‹, um ihre Relation zu ihrem *père d'alliance* als deckungsgleiche Spiegelung der perfekten Freundschaft zwischen Montaigne und La Boétie herauszustellen.<sup>141</sup> Marie de Gournay zeigt sich in einem Antwortschreiben an Lipsius vom Mai 1596 am Boden zerstört, denn nur vier Jahre nach ihrem ersten Treffen verlor sie nun also ihren geistigen Vater.<sup>142</sup>

Monsieur, comme les autres méconnaissent à cette heure mon visage, je crains que vous méconnaissiez mon style, tant ce malheur de la perte de mon père m'a transformée entièrement ! J'étais sa fille, je suis son sépulcre, j'étais son second être, je suis ses cendres.

Sie, der Montaigne ein geistiger Vater war und dessen Tod sie nun vollkommen verändert hat, fasst hier nicht nur ihre Trauer in Worte. Möglicherweise als *captatio benevolentiae* gedacht, formuliert sie zwar Lipsius gegenüber eine Geißelung ihres Schreibstils, doch sind die Rhetorik sowie die Metaphorik bemerkenswert, derer sich Marie de Gournay hier bedient. Eine nähere Betrachtung dieser Verflechtung nekrologischer Bilder lohnt, denn

138 Vgl. ebd.

139 Vgl. dazu die Ausführungen in der Rezension zu Kenny (2020) von O'Brien (2021): »Equally, Montaigne and Marie de Gournay are cited as an illustration of a non-biological family formed by alliance, which also included, it could have been noted, Étienne de La Boétie (an orphan, like Gournay) and Pierre de Brach.«

140 Der einzige Beitrag, der sich konkret hiermit beschäftigt, ist jener von Rigolot (1991).

141 »Cette union unique du nom de La Boétie dans le texte de la Préface a de quoi frapper. Elle est insérée dans une syntaxe comparative qui a pour effet de sceller le parallèle entre les deux situations paternelle et filiale. L'amitié de Marie pour Michel est le miroir exact de celle de Michel pour Étienne – jusque dans la mesure de sa durée.« Rigolot (1991), 63–64.

142 Gournay (2002g): *Lettre de Marie de Gournay à Juste Lipse (2 mai 1596)*, 1937.

die folgenden vier Halbsätze drücken so eindringlich wie prägnant nicht nur Trauer und Verlust aus. Vielmehr stilisiert sich Marie de Gournay hier zur metaphorischen Trägerin eines Denkmals für den verstorbenen geistigen Vater: »J'étais sa fille, je suis son sépulchre, j'étais son second être, je suis ses cendres.« Rhetorisch verdankt sich die melodische Rhythmisierung dieser Phrase zunächst einer Anapher, die durch den repetitiven Einsatz des Personalpronomens *je* erzeugt wird. Darüber hinaus weisen die mittels Komma separierten Halbsätze dieselbe Syntax auf, da auf das Personalpronomen stets eine Form des Kopulaverbs *être* folgt, an das sich wiederum das jeweilige Prädikativkomplement anschließt. Anhand des regelmäßig wechselnden Tempus des Kopulaverbs, mal im *imparfait* (*J'étais*) und mal im *présent* (*Je suis*), entsteht der Effekt eines symmetrischen, so schlichten wie eindringlichen Musters, das die folgende binäre Gegenüberstellung erlaubt:<sup>143</sup>

J'étais sa fille – J'étais son second être  
Je suis son sépulcre – Je suis ces cendres

Die im *imparfait* stehenden Halbsätze markieren Vergangenes, hingegen verdeutlichen die im *présent* verfassten Halbsätze Tod sowie Unwiederbringlichkeit: Marie de Gournay war Montaignes Tochter, jetzt ist er tot. Doch nicht etwa wird er selbst als Verstorbener genannt, sondern sein Ableben wird mittels einer Metonymie verdeutlicht, indem sie, die Tochter, für ihn eingesetzt wird als seine Asche (*Je suis ces cendres*): Sie steht *pars pro toto* für Montaigne, da sie selbst ein Teil Montaignes war (*J'étais son second être*).<sup>144</sup> Hierdurch werden Tochter und Vater eins, wobei das Ableben des Vaters auch das Verschwinden der Tochter nach sich zieht – und dies anscheinend wortwörtlich, beschreibt sie sich doch zu Beginn des Briefes an Lipsius als vollkommen verändert (*m'a transformée entièrement*), sowohl physisch – aufgrund ihres wahrscheinlich von Trauer und Schmerz verzerrten Gesichtes – als auch psychisch, abzulesen an der vermeintlichen Verschlechterung ihres Schreibstils. Die von ihr evozierte Veränderung gerät somit zu ihrer eigenen Petrifizierung, zu einer unumkehrbaren Verhärtung des lebendigen Körpers – versteinert wird ihr eigener Körper ebenso wie Montaignes verstorbene, einstmals lebendige sterbliche Hülle. Wesen und Sein der Tochter Marie de Gournay sind gewandelt, werden zum Grabmal (*le sépulcre*) für Montaigne: Sie mutiert zum in Stein gefassten Behältnis des Verstorbenen, *le sépulcre*, darüber hinaus gleichzeitig auch zu dessen Inhalt, indem sie sich auflöst in seine sterblichen Überreste, die Asche (*les cendres*). Simultan versteinert und aufgelöst angesichts des Todes des Vaters, von der Tochter zum Grabmal sich verhärtend, vom *alter ego* Montaignes zu dessen Asche werdend, markiert die von Marie de Gournay formulierte Transformation ihrer selbst also eine mit dem Tod Montaignes unwiderruflich verstrickte, irreparable Metamorphose.

143 Ausgehend von erneut Gournay (2002g): *Lettre de Marie de Gournay à Juste Lipse* (2 mai 1596), 1937.

144 In einer Passage, die für die Edition des Jahres 1635 gekürzt wurde, heißt es – als Inversion und Gegenstück dieser symbiotischen Beziehung – sie, Marie de Gournay, sei immer nur dann sie selbst gewesen, wenn sie Montaignes Tochter war: »[...] et ne puis, Lecteur, l'appeler autrement [l'appeler Père] car je ne suis moi-même, que par où je suis sa fille.« Gournay (2002h): *Préface* »longue«, 281, Anm. 3.

### 3.3 Marie de Gournay – Das Familienmitglied im Hause Montaigne

#### 3.3.1 Fremd- und Selbststilisierung zur Erbtöchter Montaignes

Setzte Montaigne dem verstorbenen Freund mit seiner Bibliothek ebenso ein Denkmal wie durch den Textkörper *Les Essais*, der dem um einen Platz flehenden Sterbenden letztlich eben diesen reklamierten Raum einräumte, so verwandelte sich Marie de Gournay also sinnbildlich in den körperlich-versteinerten Raum, der die metaphorischen Überreste Montaignes bewahren und ehren sollte. Dabei ging ihre Verwandlung in das leibliche Behältnis der Asche Montaignes so weit, dass sie im ›langen‹, erst später gekürzten Vorwort zu der ersten von ihr besorgten Edition von *Les Essais* mit Blick auf die Witwe des Verstorbenen schrieb:<sup>145</sup>

Chacun lui doit [à Madame de Montaigne], sinon autant de grâces, au moins autant de louanges que je fais : d'avoir voulu réembrasser et réchauffer en moi les cendres de son mari ; et non pas l'épouser, mais se rendre une autre lui-même ; resuscitant en elle à son trépas, une affection où jamais elle n'avait participé que par les oreilles ; voire lui restituer une nouvelle image de vie par continuation de l'amitié qu'il me portait.

Es wurde bereits erwähnt, dass Marie de Gournay in ihrem Vorwort Pierre de Brach und Madame de Montaigne für die Zusendung jener Unterlagen dankte, die ihr zur Erstellung der ersten posthumen Edition von *Les Essais* dienten. Allerdings wird Madame de Montaignes Rolle noch vor jener Pierre de Brachs auch in einer anderen Passage, die der letztgenannten unmittelbar vorangestellt ist, zu derjenigen einer verdienstvollen Trauernden stilisiert.<sup>146</sup> Zweifellos erfährt somit die Witwe Montaignes im ersten Vorwort von *Les Essais* eine über den einfachen Dank für ihren editorischen Beitrag hinausgehende Überhöhung: In der zitierten Textpassage festigt Marie de Gournay ihre symbiotische Beziehung zu Montaigne, die aufgrund ihrer sinnbildlichen Trägerschaft seiner Asche gegeben ist – wie bereits in ihrem Brief an Lipsius deutlich wurde –, mit ihrem Bezug auf die Witwe ihres ›Vaters‹, Madame de Montaigne. Sie tut dies, indem sie ihre Relation zu Montaigne mit der Referenz auf seine Frau zu einer unumgehbaren Trias erweitert, die dargestellt wird als notwendige Komponente für das posthume Fortleben des ›Vaters‹ in ihr und durch sie.

145 Gournay (2002h): *Préface* » longue «, 281, Anm. 3.

146 »Si n'a-t-il point tenu à la diligente recherche de Madame de Montaigne, qu'elle ne les ait trouvées parmi les papiers du défunt, quand elle m'envoya ces derniers écrits pour les mettre au jour. Elle a tout son pays pour témoin d'avoir rendu les offices d'une très-ardente amour conjugale à la mémoire de son mari, sans épargner travaux ni dépense : mais je puis témoigner en vérité pour le particulier de ce livre que son maître même n'eût jamais eu tant de soin, et plus considérable de ce qu'ils se rencontraient en saison en laquelle la langueur, où les pleurs, et les douleurs de sa perte l'avaient précipitée, l'en eût peu justement, et décentement dispensé. Qualifierons-nous ces larmes odieuses ou désirables ? Vu que si Dieu l'a réservée au plus lamentable des veuvages ; il lui a pour le moins assigné [...] le plus honorable titre qui soit entre les femmes ?« Gournay (2002h): *Préface* » longue «, 281, Anm. 3.

Dabei mutet der hier evozierte Kontext intim an, denn die Witwe habe – so heißt es wortwörtlich – in ihr, Marie de Gournay, die Asche ihres verblichenen Ehemannes erneut umarmen und erwärmen wollen (*réembrasser et rechauffer les cendres de son mari*). Die von ihr zuvor in dem Brief an Lipsius elaborierte Metapher der Trägerin der Asche Montaignes wird also nochmals aufgegriffen und durch die In-Bezug-Setzung zu Montaignes Witwe aktualisiert und legitimiert. Auch mag es sein, dass Marie de Gournay im selben Zug etwaige Mutmaßungen um ein vermeintliches Liebesverhältnis zu Montaigne parieren wollte, denn klar und deutlich heißt es in der genannten Textpassage, sie habe ›ihn nicht heiraten wollen‹ – dies sei eine Form der Zuneigung, die sie ›nur vom Hörensagen kenne‹. Vielmehr habe sie ihm, Montaigne, aufgrund der Freundschaft, die er ihr entgegengebracht habe, ein neues Leben – wörtlich: ein neues Abbild des Lebens (*une nouvelle image de vie*) – verleihen wollen. Dass es sich hierbei nicht um die einzige Referenz auf Montaigne Witwe handelte, sondern Marie de Gournay sich bereits 1594 als deren ›Tochter‹ sowie, weit darüber hinaus, als Mitglied der Familie Montaigne festschrieb, wird sich noch zeigen.

Von der geistigen ›Tochter‹ avancierte Marie de Gournay also zur selbststilisierten Trägerin des Andenkens Montaignes, und sie wurde in dieser Rolle, auch dies wird nachfolgend deutlich, vom sozialen Umfeld ihres ›Vaters‹ als solche anerkannt. Ein zeitgenössisches Dokument bestätigt nämlich, dass Marie de Gournays als *fille d'alliance* Montaignes auch von dessen entfernterem sozialen Umfeld nicht nur akzeptiert, sondern überdies zu einer solchen *fille* stilisiert wurde. Es handelt sich um einen Brief des Juristen Étienne Pasquier, eines ehemaligen Kollegen Montaignes, der mit diesem einstmals am *Parlement* in Bordeaux tätig gewesen war. In diesem Schriftstück berichtet Pasquier seinem Kollegen und Freund, einem gewissen Maître Pelgé (?–?), der Montaigne ebenfalls kannte, von dessen Ableben und den ›beiden Erbinnen‹:<sup>147</sup>

Il laissa deux filles ; l'une qui naquit de son mariage, héritière de tous et chacun de ses biens, qui est mariée en bon lieu ; l'autre, sa *fille par alliance* [Herv. d. Verf.], héritière de ses études. Toutes deux Damoiselles très-vertueuses. Mais surtout je ne puis clore ma lettre, sans vous parler de la seconde. Cette-ci est la Damoiselle de Jars, qui appartient à plusieurs grandes et nobles familles de Paris ; laquelle ne s'est proposé d'avoir jamais autre mari que son honneur, enrichi par la lecture de bons livres ; et sur tous les autres, des *Essais* du Sieur de Montaigne ; lequel faisant en l'an 1588 un long séjour en la ville de Paris, elle le vint exprès visiter, pour le connaître de face. Même que la Damoiselle de Gournay sa mère et elle, le menèrent en leur maison de Gournay, où il séjourna trois mois en deux ou trois voyages, avec tous les honnêtes accueils que l'on pourrait souhaiter.

Folglich setzt Pasquier Marie mit Montaignes leiblicher Tochter Léonor gleich, indem er beide als tugendhafte (*Damoiselles très-vertueuses*) Töchter Montaignes darstellt, die sich lediglich bezüglich der ihnen zufallenden Erbgüter voneinander unterscheiden.<sup>148</sup> Die

147 Lettre 1, »A Monsieur de Pelgé, Conseiller du Roy & Maistre en sa Chambre des Comptes de Paris«, in: Pasquier (1723), Sp. 515–520, hier Sp. 518–520.

148 Ich übernehme hier und im folgenden Wortlaut Ausführungen aus dem von mir verfassten Artikel Witt (2020a), 58.



leibliche Tochter – Léonor de Montaigne – sei Erbin der weltlichen Güter des Verstorbenen, doch er, Pasquier, könne den Brief nicht beenden, ohne von »Damoiselle de Jars« zu sprechen. Jene *fille par alliance* sei Montaignes geistige Erbin (*héritière de ses études*). Obgleich es sich also nicht um einen juristischen Text handelt, vermag dieser Brief zu untermauern, dass Marie de Gournays Anerkennung als Montaignes *fille d'alliance* durchaus eine Komponente beigegeben war, die einer juristischen Abmachung annäherungsweise gleichkommt. Darüber hinaus geschieht ihre rhetorische Gleichsetzung mit Léonor de Montaigne maßgeblich über Ehelosigkeit, denn – so heißt es hier bei Pasquier – Damoiselle de Jars habe sich vorgenommen, ihre Ehre einem Ehemann vorzuziehen, wobei dieser Zustand der Jungfernschaft von der Lektüre guter Bücher – allen voran jener der *Essais* – bereichert werden solle. Für Léonor, also für jene leibliche Tochter, die aus Montaignes Ehe hervorgegangen sei, wird nur der Ehestand und mehr nicht genannt: Sie sei »gut verheiratet«. Hingegen wird für die geistige Erbin, Marie de Gournay, Leiblichkeit in Form einer Vereinigung mit einem Ehemann negiert, denn nur Enthaltensamkeit eröffnet ihr einen neuen, ja den einzigen für sie möglichen Handlungsraum: den der geistigen Tätigkeit.<sup>149</sup>

Auf die möglichen kulturgeschichtlichen Hintergründe dieser Fremd-Stilisierung Marie de Gournays durch Pasquier zur notwendig jungfräulichen Trägerin der geistigen Hinterlassenschaft ihres *père d'alliance* wird an anderer Stelle einzugehen sein. Interessant an den hier zitierten Ausführungen Pasquiers ist aber auch, dass er legitimatorische Unterstützung leistet für die Angaben, die Marie de Gournays über die Ereignisse machte. So schildert er Einzelheiten über die erste Begegnung zwischen Marie de Gournay und Montaigne ebenso wie zu zwei bis drei Aufenthalten Montaignes in Gournay-sur-Aronde über einen Zeitraum von insgesamt drei Monaten. Ohnehin ist der gesamte Text als detail- und kenntnisreicher Nachruf auf Montaigne angelegt, wobei Pasquier das Leben und Wirken des Verstorbenen zwar weitestgehend lobend, doch nicht allzu beschönigend schildert.<sup>150</sup> Zwar wird von Beginn des Schreibens an deutlich, dass Pasquier seine Gedanken aus der eigenständigen Lektüre von *Les Essais* sowie aus einstigen Treffen

149 Vgl. Kroll (2011).

150 So etwa, wenn er auf das Zusammentreffen zwischen ihm und Montaigne anlässlich der Einberufung der Generalstände in Blois im Jahr 1588 eingeht, bei denen sich die beiden in einer Sitzungspause über *Les Essais* unterhielten und Pasquier wohlmeinende, doch direkte Kritik an dem allzu gascognisch geratenen Sprachduktus des Werks übte: »Nous étions, lui et moi, familiers et amis, par une mutuelle rencontre des lettres; fûmes ensemblement en la ville de Blois, lors de cette fameuse assemblée des trois États, de l'an 1588 [...] : et comme nous nous promenions dedans la cour du château, il m'advint de lui dire qu'il s'était aucunement oublié de n'avoir communiqué son œuvre à quelques siens amis, avant que de le publier; d'autant que l'on y reconnaissait, en plusieurs lieux, je ne sais quoi du ramage Gascon [...]. Et comme il ne m'en voulut croire, je le menai en ma chambre, où j'avais son livre; et là, je lui montrai plusieurs manières de parler familières non aux Français mais aux Gascons [...]« Pasquier (1723), Sp. 518–520. Ohnehin beginnt Pasquiers Brief mit der Feststellung, Montaigne habe mit seinen Schriften »auf angenehme Weise unangenehm sein wollen«: »[...] par ses écrits, il prenait plaisir de déplaire plaisamment.« Ebd., Sp. 515. Dann geht Pasquier in eine zwar noch wohlmeinende, aber ungeschönten Bestandsaufnahme der stilistischen Sprunghaftigkeit sowie des ungewohnten Sprachgebrauchs Montaignes über – Pasquier zählt einige Beispiele auf –, bevor er auf dessen eigentliche Vita zu sprechen kommt.

und Gesprächen mit Montaigne entwickelt. In der bisherigen Forschungsdiskussion hat indes noch keine Beachtung gefunden, dass Pasquiers Ausführungen zu Marie de Gournay so wirken, als habe sie zu ihm Kontakt aufgenommen und ihm die sie betreffenden, auffällig huldvollen Formulierungen nahegelegt, wenn nicht gar gleich selbst verfasst. Während Pasquier in dem Brief mit Blick auf den verstorbenen Freund Montaigne nicht mit Kritik spart, auch wenn er sie als wohlwollend gemeint ausgibt, stellt er im Kontrast dazu allzu deutlich heraus, dass die doch eigentlich verarmte Schwertadelige Marie de Gournay von den nobelsten Pariser Familien abstamme (*qui appartient à plusieurs grandes et nobles familles de Paris*). Allerdings handelt es sich hier um Mutmaßungen, und es gibt keine Belege dafür, dass Marie de Gournay mit Pasquier in Kontakt stand.

Um nun auf Marie de Gournays Status als ›Tochter‹ Montaignes zurückzukommen, so vollzog sie, die im Jugendalter ihren leiblichen Vater verloren hatte, mit ihrem ersten Vorwort zu *Les Essais* – jenem später gekürzten Text, der in der ersten posthumen Edition des Jahres 1595 erschien und dann vorerst ›versteckt‹ wurde – eine posthume Legitimierung ihres ›Vater-Wechsels‹. Dazu ergreift sie für den verstorbenen biologischen Vater das Wort und versichert, dieser hätte es sicherlich gutgeheißen, dass sie Montaigne als ihren zweiten Vater auserkoren habe:<sup>151</sup>

Lecteur ayant à désirer de t'être agréable, je me pare du beau titre de cette alliance, puisque je n'ai point d'autre ornement : et n'ai pas tort de ne vouloir appeler que du nom paternel, celui duquel tout ce que puis avoir de bon en l'âme est issu. L'autre qui me mit au monde, et que mon désastre m'arracha dès l'enfance, très-bon Père, orné de vertus, et habile homme, aurait moins de jalousie de se voir un second, qu'il n'aurait de gloire de s'en voir un tel.

Ganz offen schmücke sie sich, da sie keinen anderen Schmuck habe – gemeint auch konkret als Redeschmuck –, mit dem schönen Titel dieser *alliance*: Unrecht damit habe sie nicht, jenem – also Montaigne – den Namen ›Vater‹ geben zu wollen, von dem alles Schöne in ihrer Seele herrühre. Dem geistigen Vater Montaigne gesellt sich hier also der wahrhaftige, biologische Vater Guillaume le Jars hinzu – »jener, der mich auf die Welt brachte und der mir, als meine persönliche Katastrophe, von Kindheit an entrissen wurde«. Für den verstorbenen, leiblichen Vater (*très-bon Père*), tugendreich und gewandt, wie er war, müsse der Ruhm die Eifersucht darüber aufwiegen, sich einem zweiten Vater gegenübergestellt zu sehen, überdies dann, wenn dieser ein solcher Vater wie Montaigne sei. Nur auf den ersten Blick erscheinen die Nennung der Figur des verstorbenen leiblichen Vaters einerseits und andererseits jene des geistigen Vaters – der zu dem Zeitpunkt, als diese Zeilen publiziert wurden, ebenfalls bereits verstorben war – einander entgegengesetzt. Vielmehr stellen sie ein einander ergänzendes Zwillingsspaar dar. So ermöglicht gerade die Herausstellung der Verbindung zu ihren beiden ›Vätern‹ eine binäre Legitimation der *filie d'alliance*: Aus dem posthum von ihr hier rhetorisch konstruierten Einverständnis des leiblichen Vaters dahingehend, Marie de Gournay dürfe sich dem anderen Vater Montaigne zuwenden, erwächst eine feste Verknüpfung, ein Nexus, geformt

151 Gournay (2002h): *Préface* » longue «, 281–282.

aus blutsverwandtschaftlichen und geistig-konstruierten familiären Banden. Vor diesem Hintergrund nimmt es nicht Wunder, dass Marie de Gournay an verschiedenen anderen Stellen die Wesensgleichheit zu Montaigne und sogar die geradezu symbiotische Beziehung zwischen ihr und ihrem *père d'alliance* betont. Olivier Millet weist darauf hin, dass sie mit jenem ›langen‹ Vorwort von *Les Essais* besonders deutlich ihre geradezu inzestuös-symbiotische Beziehung zu Montaigne betonte.<sup>152</sup> »Ich bin nur ich selbst, wenn ich seine Tochter bin«, <sup>153</sup> heißt es dort ebenso wie: »die Natur erwies mir die Ehre, dass ich meinem Vater« – natürlich ist hier erneut Montaigne und nicht der leibliche Vater gemeint – »vollkommen ähnlich bin«. Sie habe keinen Schritt tun können, sei es schriftlich oder gesprochen gewesen, bei dem sie ihrem Vater nicht ähnlich gewesen sei.<sup>154</sup> Dabei stilisiert sich Marie de Gournay durch ihre Feststellung, Montaigne vollkommen ähnlich zu sein, nicht nur als ›Tochter‹ ihres ›Vaters‹, sondern als Familienmitglied von dessen gesamter Familie, wie der folgende Abschnitt zeigt.

### 3.3.2 Konstruierte Familienbande in und durch *Le Proumenoir*

Das Vorgehen Marie de Gournays, ihre Texte und ihre Textproduktion mittels der Herausstellung eines Netzwerks bedeutender Bezugspersonen zu legitimieren oder vielmehr als durch Dritte legitimiert darzustellen, findet sich nicht erst in ihrem Vorwort zur Edition von *Les Essais* des Jahres 1595. Wie gezeigt trat sie zwar mit diesem Vorwort zum ersten Mal als Verlegerin des posthumen Werks ihres *père d'alliance* in Erscheinung. Doch bereits in der Widmungsepistel ihres 1594 erschienen einzigen Romans, der Montaigne gewidmet war und der von ihm unkommentiert in seinem Nachlass aufgefunden wurde<sup>155</sup>, betreibt sie geschickt die Betonung ihrer im wahrsten Sinne des Wortes familiären Kontakte zu Montaigne und dessen Familie. Deshalb, und da es sich um das erste eigenständig veröffentlichte Schriftstück unserer Autorin handelt, verdienen die Paratexte besondere Aufmerksamkeit: Der 1594 erschienene Roman *Le Proumenoir de Monsieur de Montaigne* darf als Schlüsseltext gelten, wenn es um Marie de Gournays eigenmächtige textuelle Konstruktion als Familienmitglied der Familie Montaigne geht. Deutlich wird nämlich im Folgenden, dass bestimmte Textbestandteile des Werks jeweils für sich genommen strukturelle und inhaltliche Merkmale aufweisen, die von Marie de Gournay bewusst ausgestaltet – wenn nicht zu sagen: fingiert – wurden,

152 »Le texte de base, celui de 1595, est celui qui combine de la façon la plus étroite et la plus pathétique les deux intentions signalées, au point d'ailleurs de fantasmer, à travers certaines expressions imaginées (corrigées ou supprimées ultérieurement), une symbiose incestueuse de la fille éditrice avec son « Père ».« Millet (2018), 1538.

153 Hierbei handelt es sich um einen Satz, der lediglich im ›langen‹ Vorwort vorkommt: »Car je ne suis moi-même, que où je suis sa fille.« Gournay (2002h): *Préface »longue«*, 281, Anm. 3.

154 Vgl. dazu und zum Folgenden: »La nature m'ayant fait tant d'honneur, que sauf le plus et le moins, j'étais toute semblable à mon Père: je ne puis faire un pas, soit écrivant ou parlant, que je ne me trouve sur ses traces.« Gournay (2002h): *Préface »longue«*, 281, Anm. 15.

155 Die Annahme, das Schriftstück sei vor Montaignes Tod – oder recht bald nach ihrem letzten Treffen in Gournay-sur-Aronde Ende 1588 – in seinen Besitz gelangt, geht auf einen Paratext zurück, das Beiwerk des Druckereimeisters, *l'Avis de l'imprimeur de l'édition 1594*, auf das noch zurückzukommen sein wird. Vgl. dazu Gournay (1993), 81.

um sich nicht nur als geistige ›Tochter‹ Montaignes festzuschreiben, sondern auch als Familienmitglied der gesamten Familie Montaigne der zeitgenössischen Leserschaft zu präsentieren.

Bereits in und mit der Titelgebung, *Le Proumenoir*<sup>156</sup> de Monsieur de Montaigne, verweist sie auf Montaigne,<sup>157</sup> und der Eröffnungssatz der Widmungsepistel, die dem Roman vorangestellt ist, verdeutlicht das Verhältnis, in dem Marie de Gournay zu Montaigne steht:<sup>158</sup> »Mon Père, j'ose nommer l'Histoire suivante, votre « Proumenoir », parce qu'en nous proumenant, je la vous contaïs [...].« Bei der Betitelung des *Proumenoir*, auf dessen Inhalt noch zurückzukommen sein wird, ist der plakativ eingesetzte Name ›ihres Vaters‹ (*mon Père*) Montaigne folglich dem Umstand geschuldet, dass Marie de Gournay die thematischen Schwerpunkte des Romans auf ein beim Spaziergang geführtes Gespräch zwischen ihm und seiner *fille d'alliance* zurückzuführen, obgleich der Inhalt des fiktionalen Textes selbst in keinem Zusammenhang zu Montaigne und zu diesem Spaziergang steht.<sup>159</sup> Im Übrigen sollte Marie de Gournay möglichen Stimmen, die sich an ihrer fehlenden Legitimität als ›Tochter‹ Montaignes infolge einer nicht existenten Blutslinie hätten stoßen können, antizipierend begegnen. Denn selbstbewusst und mögliche Kritik parierend verweist die Autorin bereits zu Beginn der Widmungsepistel von *Le Proumenoir* darauf, dass hinter dem Rekurs auf ihren ›Vater‹ keine blutsverwandtschaftliche Relation steht:<sup>160</sup>

Certes si quelqu'un s'ébahit, de quoi n'étant Père et Fille que de titre, ceste bienveillance-là qui nous allie ensemble, surpasse néanmoins celle des vrais pères et enfants : nous lui dirons, Que la Nature s'attribue le Sceptre entre les bêtes, mais contre les hommes. C'est pourquoi les affections naturelles ont plusieurs fois manqué, les frères ce sont entrebattus plusieurs fois en guerre et donné la mort, oui même les pères et les fils [...].

Nicht nur sei ihre familiäre Beziehung also keine blutsverwandtschaftliche, sondern aus ebendiesem Grund übertreffe sie jene zwischen tatsächlichen Vätern und ihren Kindern. Denn die von der Natur eingegebenen, als ›natürlich‹ angesehenen Gefühlsbande hätten schließlich in der Vergangenheit mehrfach versagt: Brüder hätten einander im Kriege

156 Es finden sich sowohl die Orthographie *Proumenoir* als auch *Proumenoir*. Aus Gründen der Einheitlichkeit wird *Proumenoir* beibehalten.

157 Von der literaturwissenschaftlichen Forschung sollte ihr dies insbesondere zu Beginn des 20. Jahrhunderts als Opportunismus angelastet werden.

158 Gournay (2002v): *Épître Proumenoir*, 1282, Anm. B.

159 Rhetorisch stellt Marie de Gournay Entstehungszeitpunkt und -zweck so dar, als sei das Werk im Anschluss an Montaignes Aufenthalt 1588 in Gournay-sur-Arde entstanden, wobei ein Gespräch mit Montaigne über Plutarch und dessen Liebesphilosophie sie zu der tragischen Handlung des Romans inspiriert habe. Allerdings ist nachgewiesen, dass Marie de Gournay sich stark an dem bukolischen Roman *Discours des Champs Faës* von Claude de Taillemont orientierte. »Et l'envoye apres vostre recointement courir apres vous sur ce papier ; afin que vostre bienveillance ait plus de moyen d'y recognoistre et d'y corriger les fautes, que vous n'eûtes present, en la vive voix d'un recit qui s'envole par l'oreille [...].« Gournay (2002v): *Épître Proumenoir*, 1283.

160 Ebd., 1284.

bekämpft und getötet, ja sogar Väter ihre Söhne. Marie de Gournay stellt in diesem Abschnitt somit die zivilisierende Superiorität frei gewählter Verwandtschaftsrelationen über eine archaische und deshalb in letzter Konsequenz versagende Blutslinie, indem sie betont, dass die Natur, wie sie es ausdrückt, »das Zepter übernimmt im Reich des Tierischen, den Menschen sich jedoch gegen seinesgleichen wenden lässt«. Im Weiteren ist auffallend, dass sie sich in den letzten Zeilen der Widmungsepistel nicht allein Montaigne empfiehlt, sondern ebenso seiner Frau, seiner Tochter sowie seinen Geschwistern:<sup>161</sup>

Un page en aura la commission, qui présentera quand et quand mes baise-mains à Madame et à Mademoiselle de Montaigne, ma mère et ma chère sœur, et à messieurs et mesdames vos frères et sœurs. Recevez quant à vous, un million de bons jours de votre fille, aussi glorieuse de ce titre, qu'elle le serait d'être mère des Muses mêmes.

Zwar wird von ihr herausgestellt, dass ihr der Titel »Tochter« Montaignes so viel bedeute, wie »Mutter der Musen« genannt zu werden, doch lässt Marie de Gournay hier auch Montaignes Frau und Tochter als ihre »Mutter« und »liebe Schwester« grüßen sowie Montaignes Brüdern und Schwestern ihre Grüße ausrichten. Ob Marie de Gournay bereits zum Zeitpunkt der Abfassung des Textes mit Madame und Mademoiselle de Montaigne freundschaftlichen Umgang pflegte und wie eng ihre Beziehung zu Montaignes Geschwistern war, lässt sich retrospektiv allerdings kaum feststellen. Doch insinuiert die geradezu beiläufige Vertrautheit, mit der sie Grüße an den gesamten Familienkreis ausrichten lässt, dass Marie de Gournay mehrere Familienmitglieder persönlich kannte – zumindest ist es ihre klare Intention, das hier in dieser Weise darzustellen. In einer früheren, längeren Version der Widmungsepistel geht sie sogar noch detaillierter auf die Mitglieder der Familie Montaigne ein:<sup>162</sup>

Je baise les mains à Madame et à Mademoiselle de Montaigne, ma sœur, et à messieurs de la Brousse<sup>163</sup> et de Mattecoulon<sup>164</sup> vos frères, et qui me font cet honneur de se dire aussi les miens (quant à Monsieur d'Arsat[t] [sic !], je crois qu'il n'est point avec vous<sup>165</sup>), qu'il ne se moque pas de la chétivité de cet ouvrage, si Monsieur de Mattecoulon ne veut que je me plaigne de ce qu'il n'a point employé le crédit que sa très fameuse vaillance lui prête chez Minerve, pour obtenir qu'elle me donnât une aussi bonne plume, qu'elle lui donne une bonne épée.

Hier küsst sie also gar die Hände ihrer »Mutter« und »Schwester« und nennt Montaignes Brüder bei ihrem jeweiligen Familiennamen, wobei sie augenzwinkernde Kenntnisse einer innerhalb der Familie Montaigne wohlbekannten Episode rund um Bertrand-Charles, sieur de Mattecoulon (1560–1627), zeigt. Dieser jüngere Bruder Montaignes

161 Ebd., 1287.

162 Gournay (2002v): *Épître Proumenoir*, 1283, Anm. 8; vgl. Gournay (1993), 83.

163 Gemeint ist Pierre de Montaigne, sieur de La Brousse.

164 Gemeint ist Bertrand de Montaigne, sieur de Mattecoulon. Vgl. Desan (2014), 18ff.

165 Mit »Monsieur d'Arsat«, fälschlich geschrieben mit t, ist hier Montaignes Bruder Thomas, sieur d'Arsac gemeint.

hatte Letzteren während seiner Italienreise begleitet – er wird im Reisetagebuch Montaignes, das Marie de Gournay zu ihren Lebzeiten jedoch nie zu Gesicht bekommen sollte, mehrfach genannt – und war ab einem gewissen Zeitpunkt in Rom geblieben, um sich in der Fechtkunst unterweisen zu lassen, wurde jedoch aufgrund seiner Verwicklung als Sekundant bei einem illegalen Duell in ein römisches Gefängnis geworfen und konnte nur durch die Intervention des französischen Königs befreit werden.<sup>166</sup> Auf diese Episode spielt Marie de Gournay an, wenn sie ironisch bemerkt, man solle sich nicht über *Le Proumenoir de Monsieur de Montaigne* als kümmerliches Werk mokieren – es sei denn, sie dürfe sich im Gegenzug darüber beklagen, dass der Herr von Mattecoulon ob seiner so berühmten Tapferkeit nicht bei Minerva – als jener mythologischen Göttin sowohl der Kriegs- als auch der Dichtkunst – seinen Kredit eingelöst habe, auf dass diese ihr, Marie, eine ebenso gewandte Schreibfeder zukommen lassen könne wie ihm jenen schnellen Fechtdegen.

Neben der Widmungsepistel trägt zudem die bewusste (Um-)Gestaltung verschiedener ›Bestandteile‹ von *Le Proumenoir* zur textuellen Konstruktion Marie de Gournays als ›Tochter‹ bei. Hierzu gehört das geschickte Spiel mit der vermeintlichen Fremdurheberschaft der als faktual ausgegebenen Epitexte. Deutlich wird dies anhand des *Avis de l'imprimeur*, jener Mitteilung des Drucklegers also, die von Beginn der ersten Edition von *Le Proumenoir* im Jahre 1594 bis zu jener des Jahres 1626 unmittelbar auf das Frontispiz folgte.<sup>167</sup>

Il y a quelques années que ce livret fut envoyé à feu monseigneur de Montaigne par sa fille d'alliance [Herv. i. Orig.], dont ayant été depuis son décès trouvé parmi ses papiers, messieurs ses parents me l'on fait apporter, pour ce qu'ils l'ont jugé digne d'être mis en lumière, et capable de faire honneur du défunt, s'il se peut ajouter quelque chose à la gloire d'un si grand et si divin personnage. Vois donc que c'est, Lecteur.

Aus der Ich-Perspektive des Drucklegers wird berichtet, welchen Übertragungsweg das Werk vor dem Zeitpunkt seiner Publikation zurückgelegt habe. Zunächst dem inzwischen verstorbenen Montaigne (*feu monseigneur de Montaigne*) von seiner *filie d'alliance* zugesandt, sei es nach seinem Tod unter dessen Papieren gefunden und schließlich durch seine Verwandte ihm, dem Druckleger, zugestellt worden. Diese Übergabe zum Zwecke der Drucklegung sei deshalb geschehen, da diese Verwandten es für würdig erachtet hätten, es der Öffentlichkeit zugänglich zu machen (*jugé digne d'estre mis en lumiere*), da es dem Verstorbenen Ehre zu erweisen vermöge. Imperativisch wird nun der Rezipient adressiert und dazu eingeladen, das Werk selbst zu entdecken: *Vois donc que c'est, Lecteur*.

Constant Venesoen wies jedoch nach, dass dieser Epitext fingiert ist, da er nicht von einem Druckleger, sondern sehr wahrscheinlich von Marie de Gournay selbst verfasst worden ist.<sup>168</sup> Aufgrund bestimmter Formulierungen, wie etwa der Bezeichnung Montaignes als »divin personnage«, verrate sie sich als eigentliche Autorin dieser Zeilen.<sup>169</sup>

166 Vgl. dazu Balsamo (2018e), 781–782 und generell zu Bertrand-Charles de Mattecoulon Desan (2014), 18ff.

167 Gournay (1993), 81.

168 Ebd., 72, Anm. 3.

169 Ebd.

Sowohl *Avis de l'imprimeur* als auch *Épître dédicatoire* gehörten von der ersten Edition 1594 an zum epitextuellen Inventar von *Le Proumenoir de Monsieur de Montaigne*. Da sich das Werk nach Montaignes Ableben unkommentiert unter seinen Dokumenten fand, konnte Marie de Gournay zur Legitimierung ihres Status als nicht-leibliche Tochter keines handschriftlichen Kommentars ihres ›Vaters‹ und somit auch keines Nachweises habhaft werden, der die besondere intellektuelle Beziehung zwischen ihr und Montaigne dokumentiert hätte. Dies legt die Vermutung nahe, dass sie ihre Stellung als junge, unbekannte Frau in der Pariser Verlagswelt, die mit der Veröffentlichung von *Le Proumenoir* nach Montaignes Ableben erstmals eigenständig und ohne den Schutz ihres einflussreichen ›Vaters‹ in Erscheinung trat, anderweitig behaupten musste. Möglicherweise war dies der Grund, weshalb sie mittels textueller sowie solcher editorischen ›Anpassungen‹, das heißt mit *Avis de l'imprimeur* sowie *Épître dédicatoire*, im größtmöglichen Maße rhetorisch eine retrospektive Legitimierung durch den ›Vater‹ sowie dessen gesamte Familie und soziale Entourage zu demonstrieren versuchte. So wird in der fingierten Stellungnahme des Drucklegers insbesondere die Initiative der Familie Montaignes herausgestellt, *Le Proumenoir* veröffentlichen zu lassen, wobei der wohlwollende Sprachduktus des vermeintlichen Drucklegers eine zusätzliche Legitimierung durch eine weitere Person, und zwar durch Abel L'Angelier, zu implizieren scheint. Ähnliches darf für den von Marie de Gournay angegebenen Entstehungsrahmen des Romans – die Spaziergänge mit Montaigne während seiner Aufenthalte in Gournay-sur-Aronde – gelten, der wahrscheinlich ebenfalls konstruiert ist.<sup>170</sup>

Das hier als geistiges Bild kreierte Nebeneinander-Schreiten zum Zwecke eines intellektuellen Austausches eignet sich treffender als ausschweifende Erklärungen dafür, die Vertrautheit und gegenseitige Anerkennung darzustellen, welche die Beziehung Marie de Gournays und Montaignes kennzeichnete oder als solche verstanden werden sollte. Auch wenn dies also eventuell mehr dem Wunsch der *fille d'alliance* denn dem tatsächlichen Grad beidseitiger Wertschätzung entsprungen sein könnte, haben die Zusammenarbeit und die Gespräche in Gournay-sur-Aronde zwischen *fille d'alliance* und *père d'alliance* ja tatsächlich stattgefunden. Diese mögen sich also in der Metapher des gemeinsamen Spazierganges verdichtet finden. Jedenfalls veränderte sich bis zur letzten Edition des Jahres 1626 *Le Proumenoir de Monsieur de Montaigne* strukturell, indem diese beiden legitimatorischen Texte – die Stellungnahme des Drucklegers und die Widmungsepistel – einem neuen Vorwort wichen.<sup>171</sup> Indes soll nun auf ein amtliches, da notariell beglaubigtes Dokument eingegangen werden, welches einen weiteren, erhellenden Blick auf das Verhältnis Marie de Gournays zu Montaignes Familie wirft und in diesem Fall ihre *sœur d'alliance*, Léonor de Montaigne, betrifft.

### 3.3.3 Das erste Testament der *fille d'alliance*

Trotz ihrer Vertrautheit mit verschiedenen Familienmitgliedern scheint der Status als geistige Erbin Marie de Gournay keine allzu privilegierte Stellung innerhalb der Familie des Verstorbenen gewährleistet zu haben: Wie bisherige Forschungen bezeugt haben,

170 Gournay (2002v): *Épître Proumenoir*, 1283, Anm. B.

171 Vgl. Gournay (2002u): *Avis sur Nouvelle Édition du Proumenoir*, 1272, Anm. A.



stellt sich der gesamte Kontext der Weitergabe des geistigen Erbes Montaignes an die Nachwelt unter einem gänzlich neuen Licht dar, wenn berücksichtigt wird, dass es wie gezeigt Pierre de Brach war, der die Bewahrung von Montaignes Andenken maßgeblich für sich beanspruchte und dementsprechende Vorgänge in die Wege leitete.<sup>172</sup> In diesem Lichte muss Marie de Gournay also als Bekanntschaft gelten, die Montaigne und dessen Familie jedoch nicht so nahestand, wie sie es darzustellen versuchte. Schließlich hatte Montaigne selbst sie zu keinem Zeitpunkt explizit zur Verwalterin der posthumen Editionen seines Werks ernannt, sondern es ging wohl auf Abel L'Angeliers Betreiben zurück, dass Montaignes Witwe sowie Pierre de Brach die *filles d'alliance* mit der mühseligen und zeitraubenden Arbeit der Erstellung der ersten posthumen Edition von *Les Essais* betrauten. Zudem fällt auf, dass kein Mitglied der Familie Montaigne sie kontaktierte, um ihr den Tod ihres *père d'alliance* mitzuteilen, sondern es Justus Lipsius war, der ihr die erschütternde Nachricht übermittelte.<sup>173</sup> Hierzu äußerte sich Marie de Gournay rückblickend in *Copie de la Vie de la Damoiselle de Gournay*:<sup>174</sup>

Retourné qu'il fut en Guyenne, [...] il mourut au bout de trois ans au regret incomparable de cette Damoiselle. Et un an et demi après, la veuve et la fille unique de ce grand homme, envoyèrent les *Essais* à la même Damoiselle, lors retirée à Paris, près de quelques siens parents et affaires. Les lui envoyèrent, dis-je pour les faire imprimer: la priant de les aller voir après, afin de prendre entière et mutuelle possession de l'amitié dont le défunt les avait liées les unes aux autres...

Einhalb Jahre nach dem von ihr, der Damoiselle (de Gournay), tief betrauten Tod Montaignes sandten ihr seine Witwe und seine einzige Tochter die *Essais* nach Paris zu. Auffällig ist die Inversion, mittels der das Objektpronomen *les*, das für *Les Essais* steht, aufgenommen und der Akt des Verschickens anhand der Wiederholung des Verbs *envoyer* betont wird: Marie de Gournay stellt hier also sehr nachdrücklich heraus, dass *Les Essais* ihr zum Zwecke der Drucklegung durch die beiden Frauen überantwortet wurden. Emphatisch heißt es, das Aufeinandertreffen, zu dem beide sie schließlich auf das Anwesen der Familie Montaigne einluden, sei zu dem Zwecke erfolgt, dass alle drei nun – so wortwörtlich – »jene Freundschaft vollständig und gegenseitig in Besitz nahmen, bezüglich derer sie der Verstorbene aneinandergebunden hatte«. In Trauer geschlossen vereint, sind die drei Frauen aufs Innigste miteinander verbunden – zumindest möchte Marie de Gournay es mit dieser Darstellung so verstanden wissen. Im Übrigen bestätigt auch Étienne Pasquier mit seinem bereits genannten Brief an Maître Pelgé diese Reise Marie de Gournays in die Guyenne und ihren Aufenthalt auf Schloss Montaigne.<sup>175</sup>

172 So bezeugt es de Brachs Korrespondenz nach Montaignes Tod: »Comme le montre sa correspondance, après le décès de Montaigne, Brach veille avec la plus fidèle attention à entretenir le souvenir de son ami.« Magnien (2018), 235.

173 Lipsius war wiederum von Pierre de Brach benachrichtigt worden, mit dem er in Briefwechsel stand. Vgl. ebd., 1110–1111.

174 Gournay (2002c): *Copie de la Vie de la Damoiselle de Gournay*, 1863.

175 Pasquier (1723), Sp. 519–520.

Enfin cette vertueuse Damoiselle avertie de sa mort, traversa presque toute la France, sous la faveur des passeports, tant par son propre dessin, que par celui de la veuve et de la fille qui la convièrent d'aller mêler leurs pleurs et regrets, qui furent infinis, avec les leurs. L'histoire en est vraiment mémorable. La vie de ce gentilhomme ne pouvait être clause d'une plus belle catastrophe que celle-ci. À Dieu.

Hiermit trug Pasquier zur Zementierung der aus Marie de Gournay, der Witwe Montaignes und dessen Tochter Léonor bestehenden Trias bei, die auch in seinen Schilderungen sich in Trauer um den Verstorbenen vereint finden: Marie de Gournay hatte laut seinen Aussagen ganz Frankreich durchquert, um – so heißt es hier wortwörtlich – »ihre Tränen und Wehklagen über den Tod Montaignes mit jenen der Witwe und der Tochter zu vereinen«. Inwiefern die Beziehung zwischen den drei Frauen tatsächlich harmonisch verlief, kann mangels Quellen, denen explizite Aussagen zu Marie de Gournays Status zu entnehmen wären, nicht eindeutig gesagt werden.

Ein Umweg über andere Quellenkontexte lässt jedoch hypothetische Rückschlüsse zu: So deutet es laut Philippe Desan auf einen Streit zwischen der Witwe Françoise, geborene de la Chassaigne, und ihrer Tochter Léonor hin, wobei Letztere die Erbin der Bücher aus der Bibliothek Montaignes war,<sup>176</sup> dass Léonor in ihrem Testament mit auffälligem Nachdruck verfügt habe, sie wolle die Gesamtheit dieser sich in Montaignes Bibliothek befindlichen Bücher verschenken, und zwar an einen gewissen Monseigneur Godefroy de Rochefort, Großvikar des Erzbistums Auch (?–?). Mit jenem Schriftstück verfügte die 1571 geborene Léonor, die 1616 verstarb,<sup>177</sup> dass mit ihrem Einverständnis de Rochefort nach ihrem Ableben die Gesamtheit aller Bücher ihres Vaters mitnehmen und dies als Anspruch sogar rechtlich durchsetzen dürfe für den Fall, dass ihm dabei Widerstand entgegengebracht werden sollte.<sup>178</sup> Diese Formulierung lasse nicht nur auf Unmut zwischen Mutter und Tochter bezüglich Montaignes Bibliotheksbestand schließen,<sup>179</sup> sondern vielleicht auch auf eine Entzweiung der beiden über den Verbleib des *Exemplaire de Bordeaux*, so Philippe Desan:<sup>180</sup> Nach dem Ableben Montaignes hatte seine Witwe, sehr wahrscheinlich gegen den Willen Léonor de Montaignes, EB dem Orden der Feuillants in Bordeaux überlassen, und es sollte erst nach der Revolution von 1789 in der Bibliothek des Ordens entdeckt werden und in den Bestand der *Bibliothèque municipale de Bordeaux* gelangen.

176 Vgl. dazu Desan (2018d), 203–204.

177 Die Witwe und die Tochter Montaignes wurden beide in derselben Grablege wie Montaigne bestattet: »En janvier 1616, le corps de Léonor, la fille de Montaigne, fut inhumé dans le même tombeau. M<sup>me</sup> de Montaigne, décédée en mars 1627, rejoignit son époux et sa fille.« Balsamo (2018d), 1854.

178 Desan zitiert aus ihrem Testament: »Item j'ay donné et donne par ce testament et veux et entens qu'il soit donné à M<sup>r</sup> de Rochefort, grand vicaire d'Auch entièrement tous les livres de la bibliothèque de Montaigne pour estre par luy transportée par ou lhuay plaira [...] et advenant qu'ilz y fassent la moindre opposition je luy donne tout pouvoyr et puissance d'user pour les avoir de toutes voix et rigueurs de justice.« Desan (2018d), 203.

179 »La référence à la justice dénote très certainement un incident ou une querelle entre la mère et la fille au sujet des livres de Montaigne.« Ebd., 204.

180 Ebd., 203–204.

Jedoch zeigt ein weiteres rechtsverbindliches Dokument, mit dem Léonor de Montaigne ihr Testament schließlich widerrief, dass sie ihren Anspruch auf die Bücher ihres Vaters, den sie zunächst gegen ihre Mutter durchzusetzen versuchte, letztlich aufgab. Allerdings musste der Gesamtbestand der Bibliothek Montaignes bereits zum Zeitpunkt des Todes seiner Frau als restlos verstreut gelten.<sup>181</sup> Die Auseinandersetzung um den Verbleib der Gesamtheit der sich in seiner Bibliothek befindlichen Bücher Montaignes verdeutlicht jedenfalls, dass es innerhalb der Familie des Verstorbenen deutliche Divergenzen hinsichtlich der Transmission seines geistigen Nachlasses gab, die unter anderem auch den Verbleib des für die Editions-geschichte von *Les Essais* so entscheidenden *Exemplaire de Bordeaux* betrafen. Umso mehr muss es von tragender Bedeutung für Marie de Gournay gewesen sein, sich möglichst nicht in derartige innerfamiliäre Konflikte involvieren zu lassen, um die Übernahme von *Les Essais* und den Beginn ihrer editorischen Tätigkeit nicht zu gefährden: Schließlich bestand über ihre Tätigkeit als Herausgeberin keine rechtsverbindliche Abmachung, weder mit Montaigne noch mit seiner Familie, und sie musste deshalb um die Gewährung von Druckprivilegien im späteren Verlauf der Editions-geschichte des Werks stets erneut ansuchen, wenn nicht gar kämpfen.<sup>182</sup>

Wichtiger noch als die familiären Vorgänge rund um die Erstellung der ersten posthumen Edition sind allerdings Schriftzeugnisse rund um jenen Aufenthalt Marie de Gournays 1595/96 auf Schloss Montaigne. Neben Recherchen für die nochmals korrigierte und zweite Edition, die 1598 erscheinen sollte, erholte sie sich von belastenden juristischen Erbteilungsstreitigkeiten mit ihren Geschwistern in Paris.<sup>183</sup> Seit dem Ableben ihrer Mutter hatte sich Marie de Gournay als Älteste von insgesamt sieben Geschwistern nicht nur eines Bruders und einer Schwester anzunehmen, sondern musste das vornehmlich aus Schulden bestehende Erbe verwalten. Zwischenzeitlich war sie außerdem wieder nach Paris gezogen.<sup>184</sup> Dem ältesten Bruder war erbrechtlich das Anwesen in der Picardie zugefallen, auf dem Montaigne Marie de Gournay damals besucht hatte, weshalb sie selbst endgültig zurück in ihre Geburtsstadt übersiedeln musste. Im Nachgang ihres Aufenthalts auf Schloss Montaigne verfasste sie im November 1596 im Alter von 31 Jahren ein erstes Testament, das sie anschließend notariell beglaubigen ließ.<sup>185</sup> Von Interesse sind weniger die verschiedenen Zueignungen, welche die junge

181 Ebd., 204.

182 Das erste, allein auf ihren Namen ausgestellte Privileg erhielt Marie de Gournay am 28. November 1614 für die Dauer von zehn Jahren. Als sie 1633 ein dauerhaftes Privileg beantragte, wurde ihr dieses nicht gewährt: »Le privilège qui fut d'abord accordé à Marie de Gournay le 13 septembre 1633 était à son nom et pour une durée de dix ans. Marie de Gournay avait réclamé un « privilège perpétuel » qui lui fut refusé.« Desan (2018h), 1559.

183 Vgl. dazu und zum Folgenden Martin (2005), 656.

184 1608 hatte ihr Bruder Charles das Anwesen der Eltern verkauft, woraufhin sie endgültig nach Paris zog – eine biographische Umwälzung, die ihr Leben auf ambivalente Weise prägte, denn sie fühlte sich anscheinend von der dekadenten höfischen Pariser Gesellschaft teils angezogen, teils abgestoßen: »L'année 1608 – qui est aussi celle de la vente par son frère Charles des seigneuries de Gournay et Neufvy – marque sans aucun doute la rupture irréversible avec l'attache picarde et l'ancrage dans une identité parisienne contrariée, où se mêlent attraction et répulsion courtisane.« Arnould (2002), 20.

185 Martin (2005) analysiert dieses Testament im biographischen und historischen Kontext.

Marie de Gournay hier an verschiedene Bekannte und Freunde macht, aufschlussreich sind vielmehr ihre Ausführungen zu ihrem Verhältnis zu Madame und Mademoiselle de Montaigne sowie zu Montaigne selbst.<sup>186</sup> Die Wertschätzung des Letzteren für sie bezeugt ein Schmuckstück, denn es ist die Rede von einem Ring mit einer besonderen Gravur: Er trägt zwei ineinander verschlungene »M«. Jenen Ring habe ihr Montaigne geschenkt, wobei sie ihn jedoch mit diesem Testament seiner leiblichen Tochter, Léonor de Montaigne, vermachen wolle:<sup>187</sup>

Je lègue à Madame de la Tour d'Iviers [Léonor de Montaigne]<sup>188</sup> *ma sœur d'alliance* [Herv. d. Verf.] le quint de mes propres et lui remets aussi une cédule qu'elle m'a faite pour les meubles et les besognes que je laissai chez elle à Montaigne quand j'en partis au mois de juin ou de juillet dernier et lui fais ces présents, tant pour les bons offices & l'amitié reçues d'elle dont je me sens extrêmement sa redevable que pour être issue d'un père de l'amitié et des offices duquel je ne puis jamais revenir & veux qu'on lui rende aussi le diamant en pointe qu'il me donna qui porte le chiffre d'une double m m [sic!] en un anneau, lequel elle gardera à jamais au nom & en l'amour d'un si digne père et d'une si bonne sœur [...].

Die Übergabe des mysteriösen Rings an Léonor, über den, außer in den hier erwähnten Ausführungen im Testament Marie de Gournays, keine anderen Quellen vorliegen, sieht sie als Zeichen der Freundschaft, doch auch als Reminiszenz an den »guten Vater«. Letzteren nennt sie bereits zuvor und stellt heraus, dass sie tief in der Schuld sowohl Léonors als auch ihres Vaters stehe, die ihr beide solche Freundschaft, Güte und gute Taten erwiesen hätten. Offensichtlich entsprach die von Marie de Gournay in der Widmungsepistel von *Le Proumenoir de Monsieur de Montaigne* dargestellte enge Verbindung zur Familie Montaigne realen, obgleich vielleicht etwas emphatisch überhöhten Tatsachen. Immerhin nennt sie Léonor de Montaigne auch in diesem offiziellen, da notariell beglaubigten Dokument ihre *sœur d'alliance*. Zudem ist die Rede von einer Art Pfanddokument oder Schuldschein (*cédule*): Marie de Gournay hatte im vorangehenden Jahr – bei ihrem Aufenthalt auf Schloss Montaigne – einige Möbelstücke<sup>189</sup> bei Léonor hinterlassen, wahrscheinlich wegen ihres Umzugs nach Paris. Demnach hatte die Vertraute diese Habseligkeiten aufbewahrt, und nun gab Marie ihr den Schuldschein hierfür zurück, was ebenfalls auf eine große Vertrautheit zwischen den beiden Frauen hindeutet.

Im Übrigen verfasste Marie de Gournay bereits 1594 über Léonor de Montaigne als ihre *sœur d'alliance* sowie zu Ehren Montaignes, und zugleich ihren leiblichen Eltern gewidmet, lyrische Texte, die gesammelt zunächst als *Boquet poétique* im Anhang von *Le Proumenoir* erschienen und später unter verschiedenen inhaltlichen Modifikationen als *Bou-*

186 Das Testament von 1565 wird hier zitiert nach ebd., 653–654.

187 Vgl. ebd., 653–654.

188 Ebd., 54, Anm. 8, wonach Marie de Gournay diese Präzisierung – also dass die verheiratete Madame de la Tour d'Iviers Léonor de Montaigne sei – selbst per Hand an den linken Rand des Testaments geschrieben haben soll.

189 Martin (2005: 654) erläutert, dass »besogne« ebenfalls im Sinne von Möbelstück von Marie de Gournay gebraucht wird.

quet de Pinde in die Ausgaben ihres Gesamtwerks *L'Ombre* aufgenommen wurden.<sup>190</sup> Im Lichte der vorherigen Ausführungen überrascht es nicht, dass *Bouquet poétique* mit einem einleitenden Epigraph versehen ist, das eine Widmung darstellt an die zunächst verwitwete und dann ab 1608 in zweiter Ehe mit Charles de Gamaches (?–?) verheiratete Léonor.<sup>191</sup> »Dedié à Leonor Dame de Montaigne Vicomtesse de Gamaches: sa Sœur d'alliance«.<sup>192</sup> In *Bouquet de Pinde* nahm Marie de Gournay zu Ehren der Familie Montaigne sogar vierzehn *quatrains* – *Quatrains pour la maison de Montaigne*<sup>193</sup> – sowie die ihrem *père d'alliance* gewidmete *Hymne à l'Ange Saint-Michel* auf.<sup>194</sup> Mehr noch hatte sie wahrscheinlich bereits im Anschluss an Montaignes letzten Besuch in Gournay-sur-Aronde im Jahr 1588 ein ihm gewidmetes Sonnet verfasst, betitelt *A Michel Seigneur de Montaigne sur les Essais*. Darin heißt es unter anderem: »Toi qui dès l'âge cru de mon adolescence/Loin de ton beau séjour, loin de ta connaissance/Sous la foi des *Essais* pour Père j'ai reçu [...]«.<sup>195</sup> Hieraus geht hervor, dass *Les Essais* Montaignes Vater-Werdung und Vater-Sein für Marie de Gournay bedingte, und dies deutet erneut auf die bereits erläuterte, Beziehungen stiftende Funktion der schriftlichen Geisteserzeugnisse hin.

### 3.3.4 Zusammenfassung und Deutung

Resümierend ist festzustellen, dass der Eintritt jeweils eines Sterbefalles sowohl für Montaigne als auch für Marie de Gournay initialisierende, neue Wege nicht nur der literarischen Publikation, sondern auch der Herausgeberschaft eröffnete. Sowohl für Montaigne als auch für Marie de Gournay legten die Fürsorge in Bezug auf den Verstorbenen und die Nachsorge für die jeweils hinterlassenen Schriften den Grundstein für eine eigenständige literarische Karriere, wobei das Herausstellen der freundschaftlichen beziehungsweise »familiären« Verbindung in den Augen Philippe Desans auf eine karrieristische Instrumentalisierung der jeweiligen Beziehung hindeutet.<sup>196</sup> Doch Marie de Gournay spannt im Vergleich zu Montaigne in und mit ihren Schrifterzeugnissen

190 Vgl. zur Editionsgeschichte Gournay (2002aa): *Bouquet de Pinde*, 1754, Anm., sowie zu Marie de Gournay als Poetin Ilsley (1963), 184–185.

191 Gournay (2002aa): *Bouquet de Pinde*, 1754.

192 Vgl. dazu ebd., Anm. B. Leonors erster Mann, François de La Tour d'Évier, war 1594 verstorben.

193 Die *Quatrains pour la maison de Montaigne* sind zu finden in Gournay (2002bb): *Bouquet poétique*, 1904–1908.

194 Siehe Gournay (2002bb): *Bouquet poétique*, 1880–1884.

195 Vgl. Gournay (2002aa): *Bouquet de Pinde*, 1763, sowie Ilsley (1963), 184–185.

196 Nach dem Ableben La Boéties und im Zuge der Herausgabe seiner Schriften durch Montaigne gab sich Letzterer auf die Suche nach gesellschaftlichen Größen, die sich mit Widmungen in dem Werk verewigen wollten; Bardin (2015), 250, spricht von einer »stratégie politique« bei der Auswahl der Widmenden. In diesem Kontext ist folgende Bemerkung von Desan (2014), 165–166, zu verstehen: »C'est ainsi que l'amitié avec La Boétie autorise Montaigne à converser directement avec les grands du royaume. Cet usage carriériste de l'amitié rappelle aussi la filiation paternelle revendiquée par Marie de Gournay au lendemain de la mort de son père d'alliance ; ce lien établi facilita en effet la publication du *Proumenoir de Monsieur de Montaigne* chez Abel L'Angelier. L'amitié se comprend aussi dans des « pratiques » sociales et politiques qui peuvent favoriser une carrière littéraire. Dans ce cas, le lien d'amitié sert de prétexte – dans le sens littéral du terme – à des ambitions mondaines.«

ein engmaschigeres und weitreichenderes Netz an Referenzen auf weitere Familienmitglieder aus dem Hause Montaigne. Ein Hauptgrund hierfür ist darin zu sehen, dass sie als junge Frau und zudem als Sprössling einer verarmten Familie des Schwertadels, die ihr keinerlei Unterstützung in der Editions- und Verlagswelt sein konnte, sich mit ungleich schwierigeren Bedingungen auseinandersetzen musste als ihr *père d'alliance*. Als protektionsbedürftiger, ökonomisch prekär lebender Neuling in der Gelehrtenrepublik hatte sie sich folglich auf ausgeklügeltere Weise zu legitimieren als Montaigne. Eine der Strategien Marie de Gournays war es, ihr Verhältnis zu ihm in Parallelsetzung zu der Freundschaft zu stilisieren, die jener mit La Boétie unterhalten hatte. Dabei hatte sie es angesichts der antiken und auch in der Frühen Neuzeit wirkmächtigen Freundschaftskonzeptionen als Frau schwer, in der gleichen Weise als Freundin Montaignes zu gelten, wie Montaigne als Freund La Boéties galt.<sup>197</sup> Somit musste ihre Gleichsetzung mit La Boétie ihren Zeitgenossen als provokant erscheinen. Allerdings legte eine wenn auch sehr umstrittene Passage in *Les Essais*, auf die in einem anderen Kapitel noch intensiv einzugehen sein wird, nahe, dass Montaigne Marie de Gournay die für eine Frau rare Fähigkeit zutraute, zur Freundschaft fähig zu sein.<sup>198</sup>

Deutlich wurde auch, dass sowohl Montaigne als auch Marie de Gournay verschiedene Strategien wählten, um für den jeweiligen Verstorbenen – für La Boétie beziehungsweise für Montaigne selbst – konkrete räumliche, materielle, textuelle und metaphorische Denkmäler und Behältnisse des Andenkens und der Huldigung zu erschaffen. Hierbei lässt sich erneut feststellen, dass Marie de Gournay einerseits in weitaus stärker auf sich selbst bezogener Art und Weise dem Verstorbenen einen Platz einräumte, indem sie sich in dem genannten Brief an Lipsius zum Behältnis seiner Asche stilisierte, und zwar kurze Zeit nach dessen an sie übermittelter Nachricht über das Ableben Montaignes. Andererseits benötigte sie zur Festigung dieser emotional stark aufgeladenen Metapher den Bezug zur Witwe des Verstorbenen, wie anhand ihrer diesbezüglichen Ausführungen in ihrem ersten Vorwort zur Edition von *Les Essais* im Jahr 1595 verdeutlicht werden konnte. Folglich muss diese *alliance* zwischen ihr und Montaigne notwendigerweise innerhalb eines Netzwerks sozialer Kontakte gesehen werden, und zwar nicht nur im Hinblick auf La Boétie, sondern auch auf weitere Mitglieder der Familie Montaigne sowie auf die sonstige soziale *Entourage* ihres *père d'alliance*.

Am wichtigsten waren in Marie de Gournays Fall Kontakte, die jene Institution betrafen, die in der Frühen Neuzeit als Familie galt, was im nachfolgenden Kapitel noch eingehender zu betrachten sein wird.<sup>199</sup> Mit den vorausgehenden Ausführungen wurde deut-

197 Auf antiken Idealen fußend, wurde Freundschaft in der Frühen Neuzeit als lediglich zwischen Männern existierendes Band stilisiert, während Frauen als nicht zu ihr fähig angesehen wurden. Vgl. dazu Montaignes Ausführungen in Montaigne (2007k): *De l'amitié* (I,27). Zu Freundschaft in der Frühen Neuzeit sowie bei Montaigne sind Seifert/Wilkin (2016) sowie darin Hoffman (2016b) zu konsultieren.

198 Vgl. dazu Montaigne (2007<sup>e</sup>): *De la présomption* (II,17), 701.

199 In einer hierarchisch aufgebauten Ständegesellschaft, die tief christlich verwurzelt war, galt die Familie der Frühen Neuzeit als grundlegender Nexus zur Generierung und zum Ausdruck sozialer Hierarchie: Die Geburt bestimmte weitestgehend die soziale Rolle, auch wenn sozialer Aufstieg unter bestimmten Auflagen und in gewissen Grenzen möglich war; vgl. dazu Kenny (2020), 6–7f., sowie Desan/Merrick (2009), XI. Die Familie Montaigne, die über Generationen hinweg den ade-

lich, dass Marie de Gournays Stellung als *fille d'alliance* nach dem Tod Montaignes sich maßgeblich auf ihre Eigen-, aber auch Fremdstilisierung nicht nur als ›Tochter‹ Montaignes, sondern auch als ›Mitglied‹ der Familie Montaigne stützte. Hierbei spielt die Konstruktion und Wahrung adeliger Herkunft und damit eines gehobenen sozialen Status eine maßgebliche Rolle: Bereits im Brief Pasquiers an seinen Freund Pelgé wird sie nicht allein über ihre Beziehung zu Montaigne als ›Tochter‹ definiert, auch ihre adelige Herkunft aus bester Pariser Familie sowie ihre freundschaftliche Verbindung zu Montaignes Witwe und Tochter werden herausgestellt. Diese tiefe Verbundenheit wird nicht zuletzt ausgedrückt durch die Bezeichnung Léonor de Montaignes als *sœur d'alliance* und deren Einsetzung in wichtige, rechtsverbindliche Verfügungen im Rahmen des ersten und zudem beglaubigten Testaments Marie de Gournays. Auch in und durch *Le Proumenoir de Monsieur de Montaigne* stilisiert sich Marie de Gournay als Familienmitglied der gesamten Familie ihres *père d'alliance* und nicht allein als ›Tochter‹ Montaignes. Umso mehr ist das Augenmerk auf die Literaturproduktion im Familienkontext zu richten, denn ersichtlich wurde schließlich auch, welch tragende Rolle Montaignes Witwe sowie Pierre de Brach bei der Editionsgeschichte der ersten posthumen Edition von *Les Essais* spielten.

Die Beziehung zwischen Marie de Gournay und ihrem ›Vater‹ entfaltete sich bereits zu Lebzeiten Montaignes rund um die Aspekte Verlust und Trauer sowie von Beginn an unter Anwendung einer Nomenklatur, die Verwandtschaft und Familiarität insinuiert. Beides – sowohl die Literaturproduktion als auch die Bezeichnung der Verbindung Marie

---

ligen Lebensstil pflegte, um schließlich in den Adelsstand aufgenommen zu werden, ist hierfür ein illustratives Beispiel. Die Familie der Frühen Neuzeit galt als gottgewollte Institution, die das ebenfalls gottbestimmte Geschlechterverhältnis ausdrückte und zudem Grundlage des Staatswesens war; sie exemplifizierte folglich einen Dualismus zwischen Natur und Kultur. Erst der genderorientierte Blick auf das Geschlechterverhältnis und die Unterscheidung zwischen biologischem Geschlecht (*sex*) und sozial konstruiertem Geschlecht (*gender*) sollte die Feststellung erlauben, dass »die ›Natur‹ schon immer die Verkleidung von Kultur war« (von Braun (2018), 12). Ab den 1960er und 1970er Jahren ursprünglich aus dem Bereich der historischen Demographie kommend, gelangte das Interesse an der historischen Entwicklung der westlichen Familie und ihres Haushalts schnell in den Fokus verschiedener historischer (Teil-)Disziplinen sowie ihr verwandter Fächern, von der Wirtschafts- und Sozialgeschichte bis hin zur Anthropologie und Ethnographie. Eine extensive Forschungsbetrachtung kann hier nicht erfolgen, doch mit Blick auf Frankreich in der Frühen Neuzeit muss zumindest der maßgebliche Einfluss der Arbeiten von Philippe Ariès genannt werden, und für den anglophonen Raum ist auf die Forschungen Edward Shorters und Lawrence Stones zu verweisen. Sie prägten die Annahme einer Entwicklung hin zur ›modernen‹ westlichen Familie, das heißt von einer tief patriarchalisch strukturierten Familie hin zu einer zunehmend auf Liebesheirat und egalitäreren, von Liebe getragenen Beziehungen und darauf aufbauenden Familie. Allerdings arbeiteten Forscher der *Annales*-Schule gegen allzu generalisierende Annahmen an, und ab den 1980er Jahren zeigten Forscher dies- und jenseits des Atlantiks auf, dass Familienstrukturen in der Frühen Neuzeit sehr disparat und individuell sein konnten. Zudem begannen feministische und genderorientierte Arbeiten die Romantisierung der ›modernen‹ Ehe und Familie anzuzweifeln, wobei sie u.a. auch die mannigfachen Rollen aufzeigten, die Frauen außerhalb von Ehe und Mutterschaft in der frühneuzeitlichen Familie innehatten. Vgl. zur Familienforschung die Einführung in Desan/Merrick (2009), XI–XXVI, sowie Bulst/Hook (1981); zu Philippe Ariès als umstrittenem Begründer der Erforschung der Geschichte der Familie und insbesondere jener der Kindheit vgl. Winkler (2017), 19–26.



de Gournays zu Montaigne mit einer an Verwandtschaftsrelationen angelehnten Wortwahl – erfuhr nach Montaignes Tod eine systematische Ausweitung auf mehrere Mitglieder der Familie des Verstorbenen. In diesem Kontext trugen die hier betrachteten Texte maßgeblich dazu bei, Marie de Gournays Rolle im Kreise der Familie Montaigne eine semantische Einkleidung als ›Tochter‹ und ›Schwester‹ zu geben und somit ihren besonderen Status im wahrsten Sinne des Wortes fortzuschreiben und mitzuprägen. Dennoch bleibt es verwunderlich, dass ihr die Arbeit an *Les Essais* nicht nur einmal, sondern über Jahrzehnte hinweg zunehmend eigenständig anvertraut wurde, sind doch außer Pasquiers Brief und Marie de Gournays Selbststilisierung keinerlei weitere juristische oder amtliche Dokumente überliefert, die ihren besonderen Status als *fille d'alliance* Montaignes bestätigen. Obgleich sie also weder von Montaigne noch von dessen Familie jemals offiziell adoptiert wurde und auch keine sie betreffenden Nachlassregelungen von Seiten der Familie Montaigne bekannt sind, genoss sie über das Ableben Montaignes hinaus das Vertrauen der Familie und von Montaignes sozialem Netzwerk und trug die Bezeichnung *filie d'alliance* jahrzehntelang weiter. Die Betrachtung und Gegenüberstellung der überlieferten Texte reicht somit allein nicht aus, um sich Marie de Gournays besonderem Status anzunähern. Vielmehr muss aus einer kulturgeschichtlichen sowie aus einer literatursoziologischen Warte bestimmt werden, ob weitere derartige oder ähnliche *alliance*-Kollaboration im frühneuzeitlichen Frankreich bestanden und inwieweit die *alliance* zwischen Marie de Gournay und Montaigne vor diesem Hintergrund außergewöhnlich war. Zudem lässt das nachgewiesene Engagement von Montaignes Witwe für die posthume Drucklegung von *Les Essais* die Frage aufkommen, inwiefern weitere Familien im frühneuzeitlichen Frankreich sich in ähnlichen Fällen derartig betätigten und was dies über die Rolle der Familie für die Literaturproduktion der damaligen Zeit aussagt. Hierfür sind im Folgenden nicht nur erbrechtliche Praktiken für den Bereich der literarischen Produktion zu betrachten, sondern auch die kultur- und literaturgeschichtlichen Wurzeln von *alliance*-Beziehungen im Frankreich der Frühen Neuzeit.